

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Kummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Der heutigen Nummer liegt für unsere auswärtigen Abonnenten die Nummer 19 des „Illustrirten Sonntagsblatt“ bei.

Kürzere Arbeitszeit — höherer Lohn!

Der denkfaule Philister schüttelt den Kopf, wenn er diese Forderung unserer Arbeiter hört. Es will ihm nicht einleuchten, daß so etwas möglich sein könnte; dabei mühte ja seiner Ansicht nach die ganze Welt auf den Kopf gestellt werden und schließlich untergehen. Die Herren hinter den fortschrittlichen Weißbiergläsern machen es sich mit dem Denken eben gar zu bequem. Warum auch nicht? Von ihren Führern, den manchesterlichen „Volkswirthern“ à la Richter, Barth und Genossen, ist ihnen nun einmal eingebläut worden, daß je länger die Arbeitszeit, auch desto höher der Lohn sei. Und diese Anschauung entspricht dem fortschrittlichen Philister und seiner frommen Denkart zu sehr, als daß er sich nicht krampfhaft an derselben festklammern sollte. Wo sollte er auch Zeit und Lust hernehmen, die auf dem Arbeitsmarkte und im Produktionsprozeß herrschenden ökonomischen Gesetze selbst zu studiren? Viel lieber läßt er sich von Richter und Genossen erzählen, wie es diesen gelungen ist, nach „schwierigen Kämpfen“, das heißt endlosem Gerede, von dem Militärbudget einige tausend Mark abzustrreichen, und wie dann die fortschrittlichen Staatsmänner nach solch ungeheuerem Erfolge auch noch dem ganzen Budget ihre Zustimmung gegeben haben. Das ist ja auch viel interessanter.

Da muß man die Arbeiter loben, die den wirtschaftlichen Fragen ein weit tieferes Verständniß entgegenbringen und die schon seit Jahren für eine staatliche Feststellung, resp. Herabsetzung der Arbeitszeit eingetreten sind, in dem sicheren Bewußtsein, daß durch einen zeitgemäßen Norm a l resp. Maximalarbeitsstag auch eine Steigerung der Löhne herbeigeführt werden müßte, wenn auch dies a n f a n g s da und dort nicht der Fall wäre oder vielleicht momentan in einzelnen Fällen der Lohn etwas sinken würde. Die Arbeiter haben sich auch durch den Einwand nicht schrecken lassen, daß die Arbeiter, die durch die Art und Weise ihrer Beschäftigung den Einwirkungen der Fabrikgesetzgebung entzogen seien, sich gegenüber den auf einen Normalarbeitsstag angewiesenen Arbeitern im Vortheil befänden.

Gegen diesen Einwand haben die Gegner des Normalarbeitsstages selbst der Beweise genug beigebracht, wie dies jüngst in einer Schrift des Dr. Wein über die I n d u s t r i e im sächsischen Voigtlande geschehen ist. Dieser Dr. Wein ist ein Schüler des bekannten Dr. B ö h m e r t in Dresden; er kann also auch nicht in den leisesten Verdacht radikal oder gar sozialistischer Tendenzen

kommen. In seinem Buche hat er indessen nicht nur mit vielem Fleiß die historische Entwicklung der vogtländischen Industrie dargestellt; er hat auch durch ein reiches statistisches Material die gegenwärtigen Zustände beleuchtet, und wenn auch längst bekannt ist, in welch traurigen Verhältnissen sich die sächsischen Industriearbeiter befinden, so kann man aus dem Buche doch eine ganze Reihe schätzenswerther Mittheilungen hervorheben.

Für die Leute, welche meinen, daß die längste Arbeitszeit auch die höchsten Löhne mit sich bringe, müßte eigentlich die Hausarbeit oder die Hausindustrie ein Ideal sein. Der im Hause, also nicht in der Fabrik beschäftigte Arbeiter kann ja arbeiten, so lange er will; von der Fabrikgesetzgebung wird er gar nicht getroffen. Nach den Ansichten jener Leute müßte er also am besten gestellt sein. Für uns war und ist es kein Geheimniß, daß im Gegentheil gerade die Hausarbeiter am schlechtesten gestellt sind, dabei ist indessen doch interessant, daß Herr Dr. Wein Ziffern gesammelt hat, die diese Anschauung vollaus bestätigen. Nach ihm ist in Sachsen, was von allen Kundigen längst gesagt wurde, der Hausweber dem Fabrikweber gegenüber entschieden im Nachtheil. In der Fabrik arbeitet man — nach Dr. Wein — 11 bis 12 Stunden mit Unterbrechungspausen von einer Stunde Mittag, von 12 bis 20 Minuten für Frühstück und Vesper. Der Hausweber dagegen muß 14 bis 15 Stunden arbeiten, wobei die Pausen geringer sind. In Falkenstein arbeiten die Gardinenweber manchmal 17 Stunden. In der Stiderei arbeitet man in der Fabrik 10 bis 12 Stunden, zu Hause 14 bis 15 Stunden.

Und nun die Löhne? Aus der Gegend von Delsnitz bei Plauen berichtete dem Dr. Wein ein Faktor, daß es ein Weber, der Gardinen zu Hause webte, nur auf drei Mark Wochenlohn gebracht habe. In Falkenstein kamen die Hausweber auf einen durchschnittlichen Wochenlohn von 5 Mark 40 Pf.; in einzelnen Geschäften war der Durchschnittslohn noch niedriger. Die Strumpfwirler kamen bei der Hausarbeit auf 2, selten auf 3 Thaler pro Woche. Die hausindustriellen Maschinenflicker kamen auf 9—10 Mk., die in der Fabrik auf 10—15 Mark Wochenlohn. Man kann hier nicht einwenden, daß die verbesserten Maschinen und Arbeitsinstrumente in den Fabriken dies Verhältniß herbeigeführt hätten. Sonst pflegen doch gerade die Maschinen „Hände“ überflüssig zu machen und durch solchergestalt vermehrtes Angebot von Arbeitskräften die Löhne hinabzubrüden.

Man sieht also aus dem Angeführten, daß gerade in der Hausindustrie, wo Jeder so lang arbeiten kann, als er will, wo auch die kleinsten Kinder zur Mitarbeit herangezogen werden können, die Löhne am allererbärmlichsten sind.

den Stimme, indem er, sein Morgenläppchen in der Hand, mit dem er nur so über die Straße gekommen war, in die Thür trat — „haben Sie einen Augenblick Zeit?“

„Für Sie immer, Herr Nachbar; womit kann ich Ihnen dienen?“

„Um,“ lispelte Herr Semmlein, „ich — möchte Sie in etwas um Rath fragen, ist aber eine verdammt kitzlige Geschichte.“

„Kitzlige Geschichte?“ lachte der Rotar, indem er auf einen Stuhl zeigte. „Wie so, Herr Nachbar? Aber bitte, nehmen Sie Platz.“

„Ja, seh'n Sie, erwiderte Herr Semmlein, indem er der Einladung Folge leistete, „kennen Sie meinen Nachbar über der Gasse drüben — Nr. 16, von hier schräg gegenüber —, den Herrn von Schaller, der erst vor kurzer Zeit dort eingezogen ist? Er wohnt meinswegen da drüben eine Treppe hoch.“

„Nicht näher, nur von Ansehen, Herr Nachbar.“

„Halten Sie ihn für gut?“

„Ich sage Ihnen ja, daß ich den Herrn nur von Ansehen kenne.“

„Um ja — na, dann wissen Sie meinswegen auch nichts.“

„Aber weshalb fragen Sie danach? Will er etwa Geld bei Ihnen borgen?“

„Geld bei mir? Ne!“ lachte der Hofapotheker, indem er sein gesticktes Morgenläppchen zu dem geringst möglichen Kubinhalt zusammendrehte. „Aber seh'n Sie, da schickt mir ein Schwager von mir, der Apotheker Reuter in Berlin, der meinswegen eine Schwester meiner Frau geheirathet hat, eine Rechnung für den Herrn Baron, die ich hier einlassen oder einlagern soll, und das ist mir höchst fatal. Der Herr Baron kauft ebenfalls bei mir, und ich weiß selber nun nicht recht, wie ich eigentlich mit ihm stehe.“

„Hat er denn so viel Krankheit im Hause?“

„Na nu, ne,“ sagte Herr Semmlein, indem er versuchte, sein Käppchen vollständig entzwei zu drehen; „außer einer Schachtel Pillen zum Abführen ist von Medicinen noch gar nichts vorgefallen, aber vier Duzend Selters-

In den Fabriken sind sie zwar etwas höher, aber nichts desto weniger „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.“ Aber in den Fabriken könnte doch wenigstens eine Fabrikgesetzgebung eingreifen, um die übermäßige Ausnutzung der Arbeitskräfte zu verhindern. Dagegen entzieht sich, wie schon gesagt, die Hausarbeit der Fabrikgesetzgebung; vielleicht ist gerade deshalb dieselbe in so vielen ihrer Zweige unrettbar dem Untergang verfallen. Herr Dr. Wein will die staatliche Ueberwachung auch auf die Hausindustrie erstrecken. Aber wie will er das so durchführen, daß es einen Erfolg hat? Da müßte ja für jede Familie ein Polizeidiener gestellt werden.

Zum Schluß fragt man sich: Welche Lehren hat nun der Dr. Wein aus seinen Forschungen gezogen? Nun er hält die Arbeiter des Vogtlandes, die musikalische Instrumente verfertigen, für die bestgestellten; sie verdienen nach seinen Angaben zwischen 7 und 14 Mark wöchentlich; sie leben hauptsächlich von Kartoffeln, essen ein- bis zweimal in der Woche Fleisch, zuweilen einen Hering; statt Butter haben sie Schweineschmalz und genießen dabei viel Kaffee, wenn man das sogenannte Gebräu als solchen betrachten kann.

Und was sagt der Herr Doktor zu dieser Situation der „bestgestellten“ Hausarbeiter des Vogtlandes, die so lange arbeiten können, als sie nur wollen und dabei so wenig verdienen?

Nichts!

Nun, dazu brauchte er weder ein Doktor noch ein Gelehrter sein, das hätte der erste beste Berliner Weißbierphilister auch gekonnt.

Politische Uebersicht.

Dem Bundesrath ist der Entwurf von Grundzügen zu gegangen, welche in Betreff der Vollstreckung einer Gesamtkraft, falls die Einzelstrafen von Gerichten verschiedener Bundesstaaten festgesetzt sind, zur Anwendung zu kommen haben, unbeschadet anderweiter Vereinbarung der beteiligten Bundesstaaten im einzelnen Falle. In der Begründung des im Reichsjustizamt aufgestellten Entwurfs wird die Herstellung einer einheitlichen Praxis zur Befestigung vielfach angeedeuteter Uebelstände betont.

Bei der Reichstagsnachwahl im Teltower Kreise wird noch ein vierter Kandidat auftreten. Die neue demokratische Partei hat nämlich eine allgemeine Wählerversammlung nach Nowawes berufen, um, wie der „Frankf. Zeitung“ aus Charlottenburg geschrieben wird, „durch eine glückliche demokratische Kandidatur die freisinnige Wählerschaft bei der Frahe des bürgerlichen Liberalismus festzuhalten“. Die neue demokratische Partei wird also hier zum ersten Male mit der deutschfreisinnigen Partei den Kampf aufnehmen. (Werden sich jedenfalls noch wieder vertragen! D. R.)

wasser und meinswegen ein Duzend Mandeln, wie Pfefferminzplätzchen und Morfellen scheint er viel zu brauchen — auch manchmal gebrannte Mandeln. So viel macht das ja auch nicht, und es ist mir nur um die spätere Knndschaft. Bei meinem Schwager seh'n aber meinswegen hunderteinundachtzig Thaler zweiundzwanzig Groschen und sieben Pfennig — auch meistens für so Kram —, und jetzt weiß ich nicht recht, wie man die Sache am besten anfangen.“

„Hunderteinundachtzig Thaler ist freilich schon eine bedeutende Summe; aber haben Sie denn den Herrn von Schaller schon gefragt, ob er die Rechnung anerkennt und sich weigert, zu bezahlen?“

„Gott bewahrt, noch nicht!“

„Nun sehen Sie 'mal, es könnte ja doch möglich sein, daß er die Sache früher, in dem Gewirr des Umzuges, einfach vergessen hat.“

„Um,“ lächelte Herr Semmlein verlegen, „ist mir eigentlich nicht recht wahrscheinlich, und ich habe bei den Herren Adelligen schon meinswegen ein ganz hübsches Stückchen sitzen lassen, wobei ich ihrem Gedächtniß doch immer dann und wann zu Hilfe kam. Mein häusliches Kriegsministerium meinte übrigens auch, ich sollte doch erst einmal höflich anfragen.“

„Nun, versteht sich von selbst,“ sagte der Rotar, „das ist doch das Einfachste und Natürlichste. Weigert er dann die Zahlung oder hält er den Termin, den er Ihnen vielleicht stellen könnte, nicht ein, nun gut, dann müssen wir uns vor allen Dingen von Ihrem Schwager eine Vollmacht kommen lassen, und wenn Sie es dann noch wollen, verfolgen wir den Rechtsweg.“

„Sehr schön,“ nickte der Hofapotheker vor sich hin, „sehr schön, wenn ich nur erst meinswegen drüben gewesen wäre. Es ist eine verzweifelte Geschichte, und ich mahne überhaupt so ungern Jemanden. Nur meine Miethsleute. Wenn die nicht pünktlich zahlen, stehe ich ihnen wie ein Wetter auf dem Halse!“

„Haben Sie Noth mit Ihren Miethsleuten?“ fragte der Rotar. „Oben in den Dachstuben wohnen freilich einige ärmere Leute.“

Feuilleton. Im Eckfenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Pfister schüttelte leise und unmerkbar mit dem Kopf und brummte für sich: „Es ist doch eigentlich merkwürdig, wie viel wirklich verrückte Menschen in der Welt herumlaufen, ohne daß man einen festen Halt an sie bekommen und sie einsperren lassen könnte. Der Kerl da drüben ist doch augenscheinlich rein toll, aber er hat noch Niemanden gebissen oder Menschen auf der Straße angefallen, und der Staat kann ihm deshalb nichts anhaben. Eigenthümliche Sache das, um das Gehirn eines Menschen, und eine wunderbare Einrichtung von der Natur, daß es kein Arzt revidiren und kontroliren kann; gäbe auch sonst wahrscheinlich eine heillose Verwirrung im Staats- wie im Familienleben!“

Der Direktor im Fenster da drüben stand auf, zog die Pfeife vorsichtig ins Zimmer hinein und trat zurück. Dadurch aber bekam Pfister für einen Moment den größeren Theil der Gestalt zu sehen.

„Verdammt will ich sein,“ rief er halblaut aus, „wenn der verfluchte Kerl nicht einen perfischen Dolch in seiner Schlafrockquaste stecken hat! Doch Leute ihren Orden am Schlafrock tragen, davon habe ich gehört, aber einen Dolch — es ist doch zu toll!“

In dem Augenblicke klopfte es an seine Thür, und als er sich danach umwandte, trat einer seiner Schreiber herein und meldete:

„Herr Rotar, der Herr Semmlein, der Apotheker von gegenüber, ist unten und möchte Sie gern einmal auf einen Augenblick sprechen.“

„Lassen Sie ihn hereinkommen.“

Der Schreiber verschwand wieder, und nach einigen Minuten klopfte es herzhast an.

„Herein.“

„Morgen, Herr Pfister,“ sagte Herr Semmlein, eine kleine, breitschultrige Gestalt, aber mit einer etwas lispeln-

Dem Reichstage ist ein sog. Weißbuch, enthaltend die Altentafel betreffend die Kongofrage nebst einer Karte von Zentralafrika von Friedrichsen in Hamburg zugegangen. Dieselben betreffen die Vorgesichte der Westafrikanischen Konferenz vom 6. März 1884 bis zum Zusammentritt der Konferenz, die Berichte der Handelskammern von Hamburg, Solingen, Mannheim und anderer vom März, April und Mai 1884 über die Erfolge des englisch-portugiesischen Kongo-Vertrages für den deutschen Handel und einen Entschluß des Reichstages vom 17. April 1884 an den deutschen Botschafter in Paris, in welchem empfohlen wird, gegenüber der durch den Kongo-Vertrag geschaffenen Lage das Prinzip der Solidarität und Gleichberechtigung zur Geltung zu bringen, welches bei handelspolitischen Fragen in Ostafrika von Herrschaft gelangt ist. Es folgt die deutsche diplomatische Korrespondenz, durch welche die deutsche Auffassung der Kongofrage zur Kenntniß der anderen Mächte gebracht wird, und der Entschluß des Reichstages an Hohenlohe in Paris vom 5. Juli 1884, in welchem Deutschland sich bereit erklärt, sich mit Frankreich wie über das Kongogebiet, so auch über das Nigergebiet zu verständigen, sowie das Schreiben Bismarck's an Courcel vom 13. September 1884 und Courcel's Schreiben an Bismarck vom 29. September über das erzielte Einverständnis betreffend die Konferenz. Den Schluß bildet der Vertrag Deutschlands mit der internationalen Kongo-Vereinigung und die Generalakte der Konferenz.

Schweiz.

In der Schweiz, speziell in Schaffhausen, sind neuerdings wieder mehrere Verhaftungen von Anarchisten erfolgt. Einige derselben wollen von einem neuen Komplott wissen, finden aber damit keinen Glauben. Auch in anderen Städten sollen einige Verhaftungen und Hausdurchsuchungen stattgefunden haben, doch vollständig resultatlos. Endlich zirkulirt in der schweizer Presse eine lustige Geschichte von einer Hausdurchsuchung im Aargau, bei welcher man nichts gefunden haben soll als Liebesbriefe eines Schneiders und seiner Geliebten. Gleichwohl hält der Bundesrath die Sache offenbar noch immer für ernst und allgemein wünscht man, der Verfasser des wiederholten Drohbrieves möge ermittelt werden, umfomehr als das Publikum die fortwährenden Verhaftungen ungern zu sehen anfängt und meint, fremde Beispiele verderben einheimische Sitten.

Belgien.

Die ganze Attentatsgeschichte aus Brüssel ist darauf zurückzuführen, daß ein religiös wahnsinniger Mensch eine Scherbe des dem Grafen Flandern gehörenden Wagens zertrümmert hat. Der Wagen der Königin ist also garnicht berührt worden. Die sofort angestellte Untersuchung ergab, daß der Attentäter schon lange vorher die wirksamsten religiösen Reden geführt hatte.

Frankreich.

Die französische Regierung erhielt aus Peking ein Telegramm, worin angezeigt wird, daß die chinesische Regierung den am 4. d. Mts. unterzeichneten Friedenspräliminarien ihre Zustimmung ertheilt habe. Das „Journal officiel“ wird das gedachte Telegramm morgen publiziren.

Die Hauptpunkte der Präliminarien sind folgende: Die Feindseligkeiten in Tonkin sollen vom 10. April ab aufhören. Am 20. beginnen die chinesischen Truppen mit der Rückzugsbewegung derart fort, daß sie am 30. die Grenze des himmlischen Reiches überschritten haben. Bis zur Ratifikation des endgültigen Friedens läßt Frankreich das Recht, die Schiffe der neutralen Mächte zu untersuchen, um den Kriegsschmuggel, den Reis mit einbezogen, aufzuhalten. Es darf den Golf von Beicheli blokt halten, um die Verproviantirung Nord-Chinas zu verhindern. Endlich bleiben die französischen Truppen auf Formosa und den Pescadore's Inseln, bis der Friede geschlossen ist. Frankreich verzichtet auf jede Kriegsentschädigung; aber die Familien der Opfer des Ueberalles von Beicheli erhalten Pensionen. Uebrigens wird China zu Gunsten Frankreichs in einen Handelsvertrag willigen, welcher sich von den mit allen übrigen Mächten geschlossenen Verträgen, den mit Rußland, bezüglich den Handelsverkehr zu Lande, allein ausgenommen, vorthellhaft unterscheiden wird. Um die zuwandernden Tarife denuzieren zu können, werden alle nichtfranzösischen Europäer den Weg durch französische Befestigungen nehmen müssen.

Wie der Pariser „Figaro“ wissen will, lautet Art. 3 der Friedenspräliminarien, welche in acht Artikeln abgefaßt sein sollen, wie folgt: Der Kaiser von China und der Präsident der französischen Republik willigen darin, daß der König von Annam dem Kaiser von China auch fortan Geschenke anbietet. Diese Beibehaltung des Tributs, wegen dessen man sich schon so oft in den Jahren gelegen hat, soll auf das ausdrückliche Verlangen des Marquis Tseng ausbedungen worden sein, welcher dachte, alle Unterhandlungen abzubrechen, wenn die altbekannte Oberherrlichkeit Chinas über das Nachbarland in dem Vertrage nicht anerkannt werde.

— Eine ganz praktische Steuer auf das Tra-

gen ausländischer Orde, welche wesentlich die liebe Gittelstet trifft, ist in Frankreich eingeführt; von Entrichtung derselben sind nur die Militärpersonen im aktiven Dienst bis einschließlich zum Hauptmann bezw. Schiffslieutenant ausgenommen. Die Abgabe beträgt laut Verfügung vom 14. April 1884 für einen in Knopfloch zu tragenden Orden 100, für einen Halsorden 150, für einen Orden mit Stern 200, für einen Großkreuz oder eine en echarts zu tragende Dekoration 300 Frs. Bänder, welche mit dem Bande der Ehrenlegion verwechselt werden könnten, dürfen nie ohne die zugehörigen Dekorationen getragen werden; sie sind in der betreffenden Verfügung namentlich aufgeführt.

Rußland.

Vor einiger Zeit berichteten wir, daß man in Rußland eine Fabrikgesetzgebung plant. Neu ist der Plan freilich nicht, man ging schon vor Jahrzehnten mit solchen und ähnlichen Plänen schwanger, doch haben Ereignisse welche sich in der letzten Zeit in den Fabrikdistrikten abspielten, denselben wieder in den Vordergrund gedrängt. Es wurde vor Kurzem eine „Fabrikgesetzkommission“ ins Leben gerufen, welche bereits mehrere Sitzungen unter dem Vorsitz eines Gehilfen des Ministers des Innern abhielt. Daß etwas Gutes zu Stande kommen wird, ist wohl kaum anzunehmen; es ist vielmehr fraglich ob überhaupt etwas geschaffen werden wird. Es ist eine eigene Sache mit den russischen Reformen. Am 18. d. Mts. werden es und gezählte zwanzig Jahre, daß das vom Kaiser Alexander II. bestätigte Statut über das Presswesen in Geseßkraft treten sollte, und heute wartet man noch auf die Publikation desselben. Inzwischen sind die „zeitweilig“ herrschenden Bestimmungen über die Zensur und Presse vollständig unmöglich geworden. In den letzten Tagen konnte noch die Oberverwaltungsbehörde, die in diesem Jahre ihr fünfundsiebenzigjähriges Jubiläum feiert, einen Redakteur auf die Anklagebank bringen, weil er es gewagt hat, eine bibliographische Notiz in sein Blatt aufzunehmen, ohne sie erst zensuriren zu lassen.

Großbritannien.

Der englischen Regierung ging eine Depesche von dem der afghanischen Grenze befindlichen englischen Kommandanten zu, in Folge deren ein Rabinetsthat abgehalten wurde. Die Depesche meldet, daß eine größere russische Truppenabtheilung einen heftigen Angriff auf Bendisch machte. Man glaubt, daß Lumsden sich gegenwärtig in Gulran befindet, wo er bleiben werde, um das Verbleiben von Kobat auf dem Wege nach Herat zu beobachten. Die Depesche Lumsden's bricht plötzlich an einer wichtigen Stelle ab, man vermutet, daß die telegraphische Verbindung unterbrochen wurde. — Im Unterhause gab Gladstone eine detaillierte Darstellung des Zusammenstoßes zwischen russischen und afghanischen Truppen; er bemerkte am Schluß seiner Mittheilungen: Uns scheint der Angriff der Russen ein unprovocirter, wir haben Erklärungen darüber von Rußland verlangt und sind denselben gewillig. Der russische Minister von Giers hat, noch vor dem Eintreffen unserer Anfrage, gestern unserem Botschafter Thornton gegenüber die erste Hoffnung ausgedrückt, daß der unglückliche Zwischenfall die Fortsetzung der Verhandlungen nicht verhindern werde und dabei zugleich versichert, daß Bendisch von den russischen Truppen nicht besetzt sei. — Die englische „St. James Gazette“ äußert sich über den Zusammenstoß folgendermaßen: Wie sehr auch die englische Regierung gereizt sein möchte, selbst im Falle einer direkten Provocirung, von Feindseligkeiten abzusehen, so könne sie doch Zwischenfälle, wie das Gescheh am Kaschafusse, nicht als bedeutungslos ansehen, da sonst die Ehre der Regierung und die Wohlfahrt des Reichs schwer beeinträchtigt würde. Der „Globe“ hält den Angriff des Generals Komarow für einen Bruch des englisch-russischen Uebereinkommens. England habe jetzt die Pflicht, sein den Afghanen in Bezug auf die Vertheidigung Afghanistans gegebenes Versprechen einzulösen, ein längeres Zögern sei unmöglich. Die „Ballmal Gazette“, welche in der afghanischen Frage bisher mehr für Rußland, als für die Afghanen Partei genommen hatte, bezeichnet die Situation als sehr gespannt, empfiehlt indes kaltes Blut und eine ruhige Feststellung des Thatsachens, bevor man etwa einen Beschluß fasse, durch den der Krieg unvermeidlich würde. Das Blatt wünscht, daß man Rußland Gerechtigkeit zu Theil werden lasse, wenn aber das Vorgehen der Russen gegen Bendisch so unprovocirt sei, wie es scheint, werde es sich der Kriegspartei anschließen.

Die schon lange angekündigte Reise des englischen Thronfolgers, Prinzen von Wales, nach Irland ist nunmehr erfolgt. Der Prinz traf in Dublin ein und wurde von einem kleinen Theil der Bevölkerung freundlich empfangen. Die Irländer verhielten sich schweigend. In der gestrigen Sitzung der irischen Nationalliga äußerten sich Healy, Harrington und W. Redmond sehr abfällig über den Besuch des Prinzen von Wales in Irland. Redmond empfahl den Nationalisten von Dublin, alle Ladenbesitzer, die Flaggen ausgeheckt hätten, zu „hoptocotten“, das heißt in die Acht zu erklären und ihnen nichts mehr abzulaufen.

„Ja, ein recht nettes Mädchen,“ nickte er, „aber nur...“

„Wird einmal eine famosere Partie,“ fügte Herr Semmlein hinzu und rief den Notar dabei, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog, mit seinem Ellbogen an.

„Meinen Sie?“ sagte Püster trocken.

„Wenn die Alte stirbt, die Bäusebrod,“ flüsterte Herr Semmlein — „beidenmäßig viel Geld, sage ich Ihnen, beidenmäßig viel Geld, Herr Notar, und die beiden Mädchen kriegen meinswegen Alles, die Frau Oberstleutnant hat es schon meiner Frau erzählt.“

„Das wäre allerdings ein Glücksfall,“ bemerkte der Notar; „aber so viel ich weiß, ist jene Dame noch in den besten Jahren und kann vielleicht die jungen Damen, so jung sie auch sein mögen, überleben.“

Herr Semmlein sah sich vorsichtig im Zimmer um, als ob er einen Horcher fürchte, dann bog er sich zu dem Notar über und sagte leise: „Die nicht.“

„Die nicht?“ erwiderte Püster verwundert. „Und weshalb nicht?“

„Weil sie Opium nimmt,“ versicherte der Apotheker, „und alle Wochen zwei Flaschen Magenbitter braucht, und die Flaschen sind meinswegen ziemlich groß.“

„Opium?“ sagte kopfschüttelnd der Notar. „Aunfin — ohne ärztliches Rezept kann sie den ja gar nicht bekommen!“

Herr Semmlein zuckte mit den Achseln. „Einmal verschiebt ihr der Doktor etwas — denn vorgeschwärt wird sie ihm genug haben, und dann kann sie es sich auch meinswegen unter der Hand verschaffen; aber das sage ich Ihnen, Herr Notar, wer einmal richtig anfängt, Opium zu nehmen, der treibt es auch nicht mehr lange, und dann werden aus den jungen Backfischen da drüben meinswegen Goldfische. Doch ich muß wahrhaftig fort,“ sagte er, indem er versuchte, sein Kleines, indessen fast bis zur Größe eines Hühnerchens zusammengedrehtes Köppchen wieder auseinander in Form zu bringen, „muß ja doch auch mit dem Ministerium meiner häuslichen Angelegenheiten die Rechnungssache in Ordnung bringen und überlegen — aber

„Nein, mit denen geht's,“ sagte Herr Semmlein; „der Schuster läßt sich wohl meinswegen manchmal ein wenig drücken, ehe er die landesübliche Münze herausgibt, aber die kleine Näherin, die Peters, zahlt auf die Minute. Morgens um acht Uhr an jedem Ersten klingelt sie mit dem Glodenschlage und bringt ihre paar Groschen — nein, die Part in der zweiten Etage, der alte Kommerzienrath, zahlt auch pünktlich, und von meinem neuen Rietshmanne, dem Oberstleutnant, weiß ich's noch nicht; aber die vor ihm darin wohnten, die adelige Familie, der konnte ich meinswegen das Logis einlaufen, ehe ich die Riethe kriegte. Aber was kann's helfen! Also werde ich wohl in den sauren Apfel beißen und Herrn von Schaller mahnen müssen.“

„Wenn ich für Sie hineinbeiße,“ lächelte der Notar, „wird er noch saurer.“

„Da haben Sie wieder recht,“ nickte Herr Semmlein, indem er sich von seinem Stuhl erhob; „na, nichts für ungut, Herr Nachbar, werde die Sache noch einmal mit meiner besseren Hälfte — hahaha! — bereben, und es wird nachher wohl so herauskommen. Sie haben doch hier meinswegen eine prachtvolle Aussicht,“ setzte er hinzu, als er in das Oefenster hineintrat und den Blick umherwarf. „Bei mir drüben können Sie die Kaffeelannen auf dem Tische sehen, und die ganze Nachbarschaft, und meinswegen auch die hübschen Mädchen da oben,“ bemerkte er mit einem halbverschämten Seitenblick auf den Notar, wonach er dann wieder zu Klingendruck aufsaß. Dort, an dem offenen Fenster, stand eben Henriette und beschäftigte sich mit einem Blumenstock.

„Allerliebste Kind,“ fuhr der Hofapotheker fort, „auch sehr ordentliche Leute, sehr anständige Familie — die Kleine dort ist aber meinswegen ein Prachtstück. Der Teint, die Augen und das Haar — seh'n Sie nur einmal, wie hübsch sie den Stock festbindet und wie grazids!“

Püster sah hinauf und bemerkte ebenfalls, daß sie den Blumenstock mit einem so milch breiten und roten Bande beschnitzte, was man doch eigentlich sonst nicht zu diesem Zweck benutzte.

Amerika.

In Zentralamerika dürfte die durch den Präsidenten von Guatemala hervorgerufene Bewegung zur Bildung eines Einheitsstaates nunmehr ihr Ende gefunden haben, da der Lat der Präsidenten Barrios bestätigt wird und die Bestätigung von Guatemala, wie bereits gemeldet wurde, es für dieses befunden hat, den Bestrebungen ihres Präsidenten die Sanction zu verweigern. — Der Präsident von San Salvador hat sich weigern, den angebotenen Waffenstillstand anzunehmen, er soll beabsichtigen, in Guatemala einzuziehen. Auch Honduras hat sich der Allianz gegen Guatemala angeschlossen. — Die Regierung von Guatemala hat die Eingangssteuer auf alle importirten Artikel um 10 pCt. erhöht.

Auf der Landenge von Panama haben die Aufständischen noch immer das Heft in der Hand. Dieselben halten nach einer dem Gesandten von Kolumbien in Washington zugegangenen Meldung Panama noch immer besetzt. Die Vereinigten Staaten von Amerika scheinen entschlossen, in dieser Falle, wo ihre Handels- und Verkehrsinteressen aufs Beste beeinträchtigt werden, ganz entschieden vorzugehen. Der Marineminister hat weitere Marinetruppen nach Aspinwall entsandt, mit dem Befehl, den Durchgang über den Isthmus zu öffnen und zu bewachen. Das amerikanische Kriegsschiff „Schenandoah“ und das britische Kanonenboot „Heron“ sind am 6. d. M. in Panama angekommen. Das französische Kriegsschiff „Reino Blanco“ hat sich geweigert, nach Schanghai zu landen, falls nicht sämtliche Konjulin gemeinschaftlich desfallsigen Besuch stellen. Der Befehlshaber des amerikanischen Kriegsschiffes „Galena“ meldet telegraphisch, unter den fremden Einwohnern in Panama große Besorgnisse herrsche.

Lokales.

Berliner Aylverein für Obdachlose. Dem Bericht pro 1884 zufolge wurden im genannten Jahre im Ayl 125,896 Menschen beherbergt und zwar 107,879 Männer und 18,017 Frauen, Mädchen und Kinder, was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 788 Västen ausmacht. Hierbei hat die Männerzahl 2638 Individuen mehr aufgenommen, während die Frauenzahl 1900 Personen weniger genächtigt haben. Die Durchschnittsfrequenz per Nacht war im Männeraile 294,7 gegen 288,33 des Vorjahres; im Frauenaile sank sie von 54,8 auf 49,22 hinab. Die Totalsumme der in den beiden Ailen seit ihrem Bestehen aufgenommenen besittet sich jetzt auf die ansehnliche Höhe von 1,460,683. Wegen Mangels an Raum sind der Verein auch im verflohenen Jahre außer Stande, in den Wintermonaten allen Obdachsuchenden die Aufnahme in den Männeraile zu gewähren. Es gab Nächte, in denen mehr als Hundert dieser Unglücklichen leider vergeblich Einlaß begehrten. Eine Vergrößerung des Ailes, die etwa der durch einen Anbau oder durch den Neubau einer Anzahl für 500 Personen zu verweiltigen wäre, wird daher als sehr erwünscht erachtet. Leider kann daran zur Zeit noch nicht gedacht werden, da die Einnahmen des Vereins nicht einmal zur Deckung der jetzt regelmäßigen Ausgaben ausreichen. Aus dem letzteren Grund wird vom Verein eine regere Theilnehmung zur Mittheilung angelehrt. Bemerkenswerth ist noch, daß die Aylhäuser in derum von einer Anzahl auswärtiger Besucher, darunter von einem Pariser Gelehrten, einer gründlichen Besichtigung unterzogen wurden, daß dieselben sich allseitige Anerkennung erworben haben und als Muster für neu einzurichtende ähnliche Institute dienen sollen.

Die interessante Frage, ob für den Rechtsanwalts eine berufsmäßige, oder eine Anstandsrichterschaft, die den Präsidenten des Gerichts, bei welchem er zugelassen ist, im Gerichtsgebäude und außerhalb desselben zu grüßen, bezüglich die Anwaltskammer des Kommerziengerichtsbezirks und der Revisioninstanz den Ehrengerichtshof zu Leipzig beschäftigt. Beide Verhandlungen haben mit der Freisprechung des Disziplinargerichtes angefallenen Rechtsanwalts geendigt. Der selbe, welcher beim hiesigen Landgericht I zugelassen ist, hat den Landgerichtspräsidenten deshalb nicht begrüßt, weil er in der — allerdings trigen — Meinung stand, daß der Präsident einmal oder mehrere Male seinen Gruß abköhlich erwidert habe. Die Anwaltskammer führte die angeblich unzulässige Erwiderung des Grafen seitens des Präsidenten auf die Kürzlichkeit desselben zurück, andererseits nahm sie an, daß der Anwaltskammer von der Richtigkeit seiner Meinungen und der von ihm daraus gezogenen Schlußfolgerungen (daß der Präsident seinen Gruß nicht wünsche) übergeben gewesen sei. Die Anwaltskammer war übrigens der Meinung, es bestehe eine Pflicht des Rechtsanwalts, innerhalb des Gerichtsgebäudes den Präsidenten zu grüßen. Der Ehrengerichtshof suchte in den Gründen seines die Beschwerde des Staatsanwalts verworfenen Urtheils aus, daß, falls eine Pflicht den Präsidenten zu grüßen, bestände, dann ein inoffizielles Verhalten des Präsidenten den Angeklagten nicht von der Erfüllung der ihm obliegenden Pflicht hätte entbinden können. Allein eine solche Pflicht bestände ganz und gar nicht, sondern es sei nur durch den Anstand geboten, diejenigen Formen

was ich Ihnen noch sagen wollte, Herr Nachbar, Sie kennen doch den Schreinermeister Handorf?“

„Gewiß,“ erwiderte Püster. „Er arbeitet auch für mich und ist ein sehr braver und zuverlässiger Mann.“

„Sie wissen, daß er einen Sohn im Zuchtthaus hatte?“

„Ja, allerdings; deshalb ging er auch immer so gedrückt einher; ich habe ihn eigentlich nie lachen sehen.“

„Der Sohn ist jetzt freigekommen und zurückgekehrt.“

„Lieber Gott, das wird auch ein schwerer Tag in dem Hause gewesen sein! Wenn man keine Kinder hat, bedauern man es manchmal, und wenn man sie hat, wie furchtbare Sorgen machen sie uns oft!“

„Der Junge hat noch als ganz junger Bursch einen Juden todgeschlagen und beraubt.“

„Ja, ich weiß es; er ist daraufhin verurtheilt worden, aber er hat die That nie eingestanden.“

„Soll er wohl nicht,“ sagte Herr Semmlein, „weil er wußte, daß er dann meinswegen gehenkt wurde. So ein junger Bfsewicht — und die braven Eltern! Das ist auch ein angenehmer Zuwachs für Rhodenburg, und in dem letzten Monat haben wir außerdem drei Einbrüche gehabt.“

„Ich glaube nicht, daß wir etwas Derartiges von dem jungen Handorf zu fürchten haben.“

„Wer weiß!“ sagte Herr Semmlein, sehr bedeutungsvoll mit den Achseln zuckend. „Wenn ich Stadtverordneter wäre, würde ich jedenfalls beantragen, ihn auf wenigstens zwei oder drei Jahre unter polizeiliche Aufsicht zu stellen.“

„Das ist ein gefährliches Experiment,“ sagte der Notar, „und mag bei einem wirklich schlechten Menschen geboten erscheinen. Wer aber noch einen Funken von Ehrgefühl übrig behalten hat, den treiben sie dadurch vollkommen zur Verzweiflung. Man muß doch erst abwarten, wie er sich benimmt.“

„Die armen Eltern thun mir leid,“ sagte Herr Semmlein, „das sind so brave und durchaus rechtschiffene Leute — und jetzt den Jammer mit dem einzigen Sohne! Der Alte ging auch die ganzen Jahre wie vor den Kopf

Verkehr mit Vorgesetzten zu beobachten, welche die gute Sitte vorschreibe. Anzukennen sei auch, daß eine Verletzung dieser durch die Sitte vorgeschriebenen Anstands-pflicht für den Rechts-anwalt unter Umständen eine ehrenrührige Bestrafung zur Folge haben könne.

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Gräber auf den Begräbnißplätzen Berlins erhebt der Bezeichnung derjenigen, die der schlichte Hügel deckt. Dieser Umstand erschwert den Betheiligten das Auffinden der letzten Ruhestätte von Angehörigen nicht wenig. Ja oft ist es selbst mit Hilfe des Todtenräbers nicht möglich gewesen, das gesuchte Grab definitiv zu bestimmen.

Im Hinterhause. Der Kostengeist, welcher gewisse Kreise der Berliner Bevölkerung noch immer befehl und dieselben hindert, alle Borurtheile abzustreifen, tritt auch recht anschaulich in den Berliner Wohnungsverhältnissen zu Tage.

Die Wahrsagerin Frau W., die in einem der vornehmsten Quartiere der Residenz ihr Domizil aufgeschlagen hat, erfreut sich eines weitverbreiteten Rufes und umfangreicher Klientel. Die sogenannten höheren Töchter und gebildete junge Männer verschmähen es nicht, die feilen Treppen des nicht gerade sehr verlockend aussehenden Hauses zu erklimmen, um die Kunst der modernen Kassandra zu bestaunen.

schlagen herum. Ich bin nur neugierig, ob der Junge hier bleiben wird; wer soll ihn freilich in Arbeit nehmen — aber ich muß wahrhaftig nach Hause! Mein, wie die Zeit vergeht, da schlägt's draußen schon meinswegen zwei Uhr! Also nichts für ungut, Herr Nachbar — gesegnete Mahlzeit!

Und damit verschwand der Hofapotheker wieder durch die Thür. Püster trat an's Fenster und sah ihm nach, wie er über die Straße trippelte und drüben in die Apotheke fuhr, als seine Aufmerksamkeit durch einen lauten und wie zornigen Ausruf wieder dem Fenster seines Nachbarn in der zweiten Etage links zugelenkt wurde.

Den Markt entlang schlenderte Hans von Solberg, selig in dem Gefühl, die allbekanntesten lieben Straßen wieder einmal zu durchwandern und die Spielplätze seiner Jugend aufzusuchen. Da lag noch die alte Schule mit ihrer hohen, dunkeln, reich durch alte Steinarbeit verzierten Fassade und der enge Hof, der ihm früher weit größer und geräumiger erschien; da stand noch der alte Brunnen, aus dem sie sich ihr Wasser mit einem schweren, aufrecht stehenden Schwengel hatten herauspumpen müssen, und die träben, mit Blei eingetauchten Fenster schillerten noch wie damals in allen Regenbogenfarben.

Bei dem Direktor. Den Markt entlang schlenderte Hans von Solberg, selig in dem Gefühl, die allbekanntesten lieben Straßen wieder einmal zu durchwandern und die Spielplätze seiner Jugend aufzusuchen.

Der Markt entlang schlenderte Hans von Solberg, selig in dem Gefühl, die allbekanntesten lieben Straßen wieder einmal zu durchwandern und die Spielplätze seiner Jugend aufzusuchen. Da lag noch die alte Schule mit ihrer hohen, dunkeln, reich durch alte Steinarbeit verzierten Fassade und der enge Hof, der ihm früher weit größer und geräumiger erschien; da stand noch der alte Brunnen, aus dem sie sich ihr Wasser mit einem schweren, aufrecht stehenden Schwengel hatten herauspumpen müssen, und die träben, mit Blei eingetauchten Fenster schillerten noch wie damals in allen Regenbogenfarben.

Verändert hatte sich Rhodenburg überhaupt sehr wenig in den letzten zehn Jahren, trotzdem daß es mit in das Eisenbahnnetz hineingezogen worden. Es fehlten immer

und nun irritirt uns auch nicht das an ihrer Entree-thür befestigte Schild, welches die Bewohnerin als „vermittelte Delonome“ Inspektor W.“ ausgiebt. Auf unser Klingeln öffnet eine Frau in mittleren Jahren, ihrem ganzen Aussehen nach ungewißhaft die gesuchte Schwarzkünstlerin, und führt uns, nachdem wir unser Begehrt vorgebracht, durch einen finsternen Korridor, aus dem uns eine entlegene Luft entgegen weht, in ein helles, freundliches, zweifelhafte Vorderzimmer, woselbst sie uns einen Augenblick verziehen heißt, bis sie Toilette gemacht habe; denn wir sind zu außergewöhnlich früher Stunde erschienen. Das Zimmer ist einfach und sauber eingerichtet. Ein Sopha und ein mit grüner Decke verhänger Tisch, ein Kleiderständer, ein Schreibtisch und ein durch eine spanische Wand verdecktes Bett bilden das schmucklose Mobiliar. Die Gardinen sind rein und zweifellos, vor dem Fenster steht ein mit Blümpflanzen gefüllter Blumentisch. Nach einigen Minuten erscheint die Frau wieder, in der Hand trägt sie ein ziemlich abgegriffenes Spiel Karten; sie ist von einem festen Kopfs gefolgt, der uns freundlich umschneppert. Die Frau heißt uns an dem Tische Platz nehmen, den Handschuh von der Rechten abstreifen, dann fragt sie nach dem Datum unseres Geburtsjahres und beginnt in den Linien der Hand zu lesen. Selbstverständlich spielt in solcher Sance bei einem jungen Manne die „Herzengame“ die Hauptrolle. Da mußte Schreiber dieses zu seiner großen Betrübnis vernehmen, daß seine arten Hoffnungen sich nie erfüllen würden. Die mannigfachen Gründe hierzu brachte die würdige Dame in bigarrer Kauderwelsch vor. Referent stellte nun bezüglich seines Alters und Standes einige Fragen, um der Wahrsagerin auf den Zahn zu fühlen. Das erste gab sie annähernd richtig an, die zweite Antwort suchte sie zu umgehen, und der Fragesteller mußte sich mit der Antwort begnügen, daß er „mit dem Kopfe arbeite“, sein Vico-nez mochte wohl nicht ganz ohne Einwirkung auf diese ausweichende Beantwortung geblieben sein. Nun kam das Kartenlegen an die Reihe. Nachdem dieselben gemischt und dreimal abgehoben waren, legte sie vier Reihen, je zu acht Karten, untereinander und begann nun, die „Zukunft zu enthüllen“. Wieder bildete die Herzengame das Hauptthema. Die Treffkarten, welche die Kourdeame umgaben, deuteten auf Selbstmord der Holden durch Ertrinken, oder wie die Wahrsagerin sich ausdrückte, „die Dame habe Wasser im Kopfe“. Eine Frau mit einem Wasseropf würde ich ohnehin nie heirathen“, mochte Referent zu bemerken, was ihm einen sehr ungnädigen Blick zuzog. Der Sibylle mochte hierbei wohl ein Licht darüber aufgehen, daß wir nicht zu den „Gläubigen“ gehörten und nur der Wissenschaft halber gekommen seien. Mit vieler Mühe vermochten wir sie zu begütigen und zum Weiterreden zu bewegen. „Sie werden es in Ihrem Berufe nie zu großem Reichthum, aber zu großer Berühmtheit bringen, prophezeite die Berliner Valbia weiterhin. Gerathen werden Sie erst in späteren Jahren und dann eine vermögende Dame mit guter Ausstattung.“ Das steht schon besser aus, man sieht doch, wo und wie. Als der Moment gekommen war, die Kartenlegerin für ihre Bemühungen in klingender Münze zu entschädigen, bejahten wir das Doppelte der geforderten Summe, zwei Mark, um uns für die prophezeite, lange Junggesellenfreiheit dankbar zu erweisen. Sofort hellten sich die Züge der Wahrsagerin auf. „Es giebt doch ein Mittel, um die von Ihnen Geliebte zu besitzen“, sagte sie — „gewaltsame Entführung!“ Wir lehnten dankend ab. Zum Schluß prophezeite uns die „vermittelte Delonome-Inspektor W.“ noch Unsterblichkeit, für zwei Mark gewiß alles, was man verlangen kann. Sind die Behauptungen dieser Frau nicht vollkommen erdichtet, so kommen zahlreiche junge Leute zu ihr, um sich in prekärer Lage Rath zu erbitten, namentlich aber, wenn sie sich für die Betreffenden um Dinge von höchster Wichtigkeit handelt, ein neuer Beweis dafür, daß die einer gewissen Kategorie Angehörigen noch immer nicht alle werden.

Ueber den Schwindler, der unter dem Vorgeben, ein Journalist Mendel aus Wien zu sein, hier längere Zeit sein Wesen getrieben hat, macht jetzt das Berliner Polizeipräsidium den Sicherheitsbehörden folgende Mittheilung: Der Betreffende hat sich im Dezember vorigen Jahres hier aufgehalten und dadurch Betrügereien verübt, daß er unter dem Vorgeben, er sei Korrespondent des „Magyar Közlöny“, des „Pester Lloyd“ und Angehöriger im Ofszial-Bureau in Wien, Abonnenten unter den hier wohnenden Oesterreichern und Ungarn auf diese Blätter zu billigen Preisen sammelte, die Abonnementsbeiträge auf längere Zeitdauer einlieferte, ohne die Zeitungen zu liefern. Er suchte ferner ungarische Schauspieler und Schauspielerinnen auf, versprach, diesen glänzende Engagements nach dem Auslande zu vermitteln und Eisenbahnfahrtsbillets zu sehr ermäßigten Preisen zu verschaffen, und erschwand sich bei dieser Gelegenheit größere Summen als Darlehen, wofür er angeblich in momentaner Geldverlegenheit war. Da sich jetzt in süddeutschen Städten ein Individuum unter dem Namen L. Marafeld herumtreibt, das sich als Wiener Journalist aufspielt und ähnliche Betrügereien in Scene setzt, so wird vermuthet, daß dasselbe mit dem Mendel identisch ist.

noch Schienenstränge, die es in den eigentlichen Verkehr brachten, es lag noch außerhalb der Weltstraßen und war deshalb nicht viel von Fremden aufgesucht worden, die allein ein anderes und regeres Leben hineindringen konnten. Es ging seinen alten Schlenbrian fort, aber die Leute besanden sich im Ganzen wohl dabei, weil sie eben nichts Besseres kannten und — verlangten.

In den engen Straßen wurde noch manchmal ein breiter Frachtwagen ab- und aufgeladen, so daß er den Verkehr dort auf halbe Tage hindurch völlig unterbrach. Auf dem schmalen Trottoir stieß man noch manchmal, wenn man sich nicht vorfah, an einen dort bis in Kopfsbereich niederhangenden riesigen eisernen Haken, der zum Aufwinden in die Speicher benutzt wurde. Droschken gab es nur wenig in der Stadt; die überall vorgebauten, oft noch vergoldeten und geschmückten Giebel gaben dem ganzen Orte aber etwas eigenthümlich Heimisches, und Hans schwelgte in seinen Erinnerungen.

Er ging auch wirklich halb wie in einem Traume umher, er sah nichts, als was ihn unmittelbar umgab, und konnte Viertelstunden lang neben ein paar alten Bauerweibern stehen bleiben, die sich in dem heimischen, so lange nicht gehörten Dialekte janzten und einander alle nur erdenklichen Scheltwörter nachsagten; ja, als sich ein paar Jungen auf der Straße prägeln und ein größerer einen kleineren überfiel, nahm er thatsächlich Partei für den schwächeren Theil.

Jetzt bog er in eine der Seitenstraßen ein, als ihm an der Ecke ein Offizier begegnete, der ihn, wie er zufällig den Blick auf ihn warf, scharf fixirte. Hans hatte gar nicht auf ihn geachtet und wohl eben so wenig bemerkt, daß jener stehen blieb und ihm nachsah.

Ein Paar Stiefel. „Der Sachverhalt ist doch wesentlich anders, als Sie behaupten.“ äußerte der Herr Vorsitzende zu dem Schuhmacher Bernhard Emil Binger, einem etwa 40 Jahr alten, stämmigen Mann mit kurz geschnittenem, dunkeln Vollbart.

Angelagter, bedächtig eine Brise nehmend und verächtlich die Achseln zuckend: Die Sache liegt tiefer, Herr Gerichtshof. Wer nur Klopptantinen jemohne ist, sich aber derentwegen Stiefeln bestellt, der weent nachher, wenn er ihr anziehen will.

Vors.: So weit holen Sie nur nicht aus; ein einigermaßen passend gearbeiteter Stiefel pflegt gerade von solchen Personen am wenigsten verworfen zu werden, die sich in der Regel einer bequemen Fußbekleidung bedienen. Wenn sich aber trotz längerem Abwehens die Ferse nicht in die Klappe zwängen läßt, so entspricht eben der Stiefel in keiner Weise berechtigten Anforderungen. — Angelk.: Herr Gerichtshof, es ist balde gesagt, vor 'n Schifer Reese; aber was vor 'ne Nummer, das ist der Rufus Knaut! Un gerade so ist es mit de Stiefeln; legen Se schon Sohlleder und Fahlleder, Flecke un Kappen, Stifte un Holznägel hin, und ich pariere drei große Weiken, wer keine Wissenschaft von sonen Fägenstand hat, daß der nur keinen jediesenen Stiefel bauen kann.

Vors.: Die Richtigkeit einer solchen Ansicht wird Niemand anzweifeln; in dessen dürste auch das vorzüglichst gearbeitete Schuhwerk nur für solche Personen werth haben, denen es paßt. — Angelk.: Studiren und Schusterin un sonas sind Wissenschaften, die den Menschen nicht in 'n Droom zufügen. Alles will regular gelernt sein. Dadrum kann aber auch 'n Stiefel, was doch schon mehr 'n Kunstprodukt ist, nur von 'n Kenner reell tagirt wer'n un nich von sonen Laien, wie der Mann (der Zeuge) einer is. — Zeuge Knaut, erregt auffahrend: Nat, ich bin 'n Laie? Ree, Sie sind noch 'n seprer Laie, Sie!

Vors. zum Zeugen: Wollen Sie wohl schweigen, bis ich Ihnen das Wort ertheile. Der Angeklagte hat Sie mit keiner Silbe beleidigt. — Zeuge: Wo lang der Bruder mit Laie schimpfen, indem ich doch vier Jahre beim Fannungsmeister reell Discher gelernt habe un hinterher noch 't Besetz aufgeschrieben bin.

Vors.: Verhalten Sie sich jetzt ruhig. (Zum Angelk.) Da Sie doch aber sahen, daß die Stiefel zu eng waren, so würde es einzig richtig von Ihnen gewesen sein, diesem Mangel ohne alle Weiterungen abzuheifen. — Angelk.: Herr Gerichtshof, den Rummel muß einer kennen; 'n Stiefel is janz genau wie 'ne Dampfmaschine zu ästimiren. Sone Fägenhände jehen erst immer etwas drange, hinterher aber doch sepre willig.

Vors.: Sie haben doch aber gehört, der Zeuge vermochte seinen Fuß überhaupt nicht in den Stiefel einzuzuschieben. — Angelk.: Wenn 'ne Maschine drange jehit, dann schwiert man ihr mit Del, un wenn 'n Stiefel drange jehit, denn muß er mit jleine Sese einjerieben wer'n, wo denn jeder Fuß 'reinjübbert wie noch nie.

Vors.: Sie hätten von diesem Mittel Gebrauch machen sollen, anstatt den Empfindamen herauszufehen, und haben es sich somit selbst zuzuführen, wenn ihr der Zeuge etwas unjanzt zur Thür hinausbejoderte. — Angelk.: Beine sind sehr unterschiedlich, Herr Gerichtshof; der eine hat 'n hohlen Fuß, der in jeden Stiefel paßt, wenn der Spann nich zu drange jearbeitet is; der andere hat wie de Ränse Plattbeine, die denn natürlich leichte anlaufen, wo kein Stiefel drauf berechnet wird. — Zeuge Knaut: Lieber Mann, jehen Se sich man bloß vor, det ich Ihnen nich blau anloofen lasse. — Angelk.: Nu jehi ich doch, wie weit die Jemehheit jehit; wo vor jehit es Plattbeine, wenn ihr keiner haben will.

Vors.: Sie haben sich hier nicht miteinander zu unterhalten. — Angelk.: So is es aber heitzutage in der Welt, Plattbeine möchte jener, aber wenn er budappen soll, denn schmeißt er de mehrschte Zeit die Peite schon lieber zu de Dürre 'raus.

Vors.: Es ist sehr erklärlich, daß Sie in ungewöhnlich erregter Stimmung das Haus verlassen, und ich möchte Ihnen nochmals in Ihrem eigenen Interesse anrathen, das abthätliche Bestimmen der Fenserscheibe einzuräumen. Sie würden sich in diesem Falle die denkbar mildeste Beurtheilung sichern. — Angelk.: Ich fühle mir janzlich unjauldig un bitte, den Herrn Staatsanwalt mit seine Anklage unter Kostenlast retour zu weisen, indem doch son Knautsch vor's Jisjhericht jehört.

Vors.: Wir möchten doch noch zunächst die anderen Zeugen hören. Sie bleiben also dabei, des bequemeren Transportes wegen hätten Sie sich die Stiefel über die linke Schulter geschlagen, bei welcher Projeur ganz gegen Ihre Absicht einer derselben mit der Scheibe in Berührung gekommen wäre. — Angelk.: So stimmt es; ich schwante mir ihr so über, ohne an was Jisjes zu denken.

Nunmehr wurde der Arbeitstüchtige Weber aufgerufen, der sich ohne die geringste Befangenheit vor dem Zeugenstisch aufstellte und im Laufe seiner Vernehmung mehrmals ermahnt werden mußte, die Hände aus den Taschen seiner Bekleidung zu nehmen.

„Hans!“ hörte er da eine Stimme rufen und drehte rasch den Kopf danach um. — „Bist Du's denn?“ rief der Hauptmann, der ihn noch immer ganz erstaunt ansah. — „Hans Solberg!“

„Dürbeck, beim ewigen Gott — Bernhard!“ rief Hans und sprang auf ihn zu, wie er nur wenige Sekunden in das erstaunt ihm zugewandte Antlitz geschaut hatte. „Alter, lieber, lieber Freund, wie geht es Dir und was treibst Du?“

„Hans — aber bist Du's den wirklich?“ rief Hauptmann von Dürbeck noch immer im äußersten Erstaunen. „Mensch, wo kommst Du her?“ — Und die beiden jungen Leute schüttelten sich dabei herzlich die fest in einander geschlossenen Hände.

„Aus Peru, Bernhard — direkt. Aber wie geht es Dir — hast Du ein bestimmtes Ziel?“ setzte er hinzu, indem er seinen Arm in den des Freundes schob. „Komm, ich begleite Dich; ich ziehe jetzt nur eben durch die verschiedenen Straßen und schwelge in alten Erinnerungen.“

„Ich hatte allerdings eine bestimmte Richtung,“ sagte der Hauptmann, indem er des Freundes Arm drückte, „aber das kann auch noch bleiben. Jetzt gehen wir zusammen, suchen noch einmal unsere Tummelplätze auf und plaudern von vergangenen Zeiten. Aber dabei erzählst Du mir, welcher glückliche Umstand Dich zurückgeführt hat; Du glaubst nicht, Hans, wie ich mich freue, Dich zu sehen und wieder hier zu haben!“

Die beiden jungen Leute schlenderten jetzt zusammen durch die Straßen der Stadt, und Hans mußte dabei dem Freunde erzählen, wie und wo er sich in der Zeit herumgetrieben und sich so wieder draußen in der Welt ohne fremde Hilfe eine eigene Existenz gegründet.

„Aber wie geht es Dir selber, Bernhard?“ fragte Solberg endlich, als er dem Schulfameraden wenigstens die Umrisse seines bewegten und unruhigen Lebens mitgetheilt.

Vor.: Der Angeklagte giebt zu, daß die Scheibe durch seine Schuld zertrümmert worden sei; er bestreitet jedoch, daß er die Beschädigung beabsichtigt habe. Was wissen Sie von der Sache? — Zeuge: Als wir die Scheibe zertrümmert, das ist schon vor, daß ich einen mangelhaften mal aus Besuchen der Fensterladen 'n blicken ausbesserte, aber um Fensterbeschäden kümmerte ich mir jänzlich nicht.

Vor.: Sie scheinen angetrunken zu sein, und im Falle sich Ihre Vernehmung nicht ermöglichen lassen sollte, würde ich Sie einsperren lassen und den Termin auf Ihre Kosten verlegen. Glauben Sie sich daher vor jeder ungebührlichen Bemerkung? — Zeuge: Ich habe heute noch keinen Freuden über die Lippe jehiegt, sage ich Ihnen, indem mir all jehstern der Pulver jänzlich ausgegangen ist.

Vor.: Heute erklären Sie, von dem ganzen Vorfall nichts zu wissen, während Sie bei Ihrer früheren Vernehmung eingehende Details zu Protokoll gaben. Wie kommt das? — Zeuge: Herr Gerichtshof, die Sache ist diese: Wo wir beide, ist ein Hujos, den jangen Dag bei's Klammottenfahren waren, verjachteten wir uns denn natürlich doch einige paar Minuten bei den Budler, indem wir zusammen an eine kleine Weiße Knopperten, wodurch wir uns denn noch 'n Frohen austrudelten, wobei Hujos im Ofen zu liegen kam.

Vor.: Das ist ja aber vollständig gleichgültig. — Zeuge: Na, nee doch, Herr Gerichtshof; indem er doch nur vor den Trofen abschützen mußte, jang ist vorneweg aus 't Bekal und riskierte bei die Jelejenheit 'n Blick nach jehärfertwi, wo ist uf de Hausdhürrenstufe 'n Menschen jehachte, der mit 'n Paar Stiebeln in de Scheibe jengelt. Ob 't aber neie oder jedragene Stiebeln waren, det will ich unjlogen lassen.

Vor.: Daraus kommt es nicht an. Sie haben aber gesehen, daß auf der zur Hausthür führenden Treppe ein Mann stand, welcher mit einem Paar Stiefel so heftig gegen die Scheibe schlug, daß dieselbe zertrümmert wurde. — Zeuge: Kann ich nu schon nicht bememnidjfen, Herr Gerichtshof; jumben habe ich et woll jehört, un ooch Nasjplittern raffelten uf 't Pflaster 'run; ob aber de Scheibe entzweie jegangen ist, det wech ich natürlich nicht. Ueberdem kann ich ooch jantich mal sagen, ob 't 'ne Manns- oder 'ne Frauensperson jewesen ist, weil sich doch in de Jastnachten der meichste Mensch so spjtsjndig verkleiden duht, det man ihm bloß bei jenaue Unterjuchung 'rausjennen kann.

Vor.: Der Angeklagte giebt selber zu, die in Rede stehende Person gewesen zu sein. Es kommt nur darauf an, ob aus seinem Benehmen an jenem Abende auf die absichtliche Zertrümmung der Scheibe geschlossen werden muß. Was haben Sie nach dieser Richtung hin für Wahrnehmungen gemacht? — Zeuge: In diese Beziehung habe ich reene jantich jehacht, Herr Gerichtshof. Seit Fortjehen ist er man jang jehwinde noch 'mal unjkehrt un ooch wieder de Stufe 'rauffjstehen, wo er sich denn uf de Behen stellte und mit de Stiebeln recht derbe im Fenster 'indreschen jahrt. Natürlich wech ich nicht, ob de Scheibe davon entzweie jorgangen ist, oder ob er man bloß det Fensterjreiz treffen wollte.

Trotz dieser vorläufigen Auslassungen des Zeugen erachtete der Gerichtshof eine weitere Beweisaufnahme für überflüssig und verurtheilte den Angeklagten in Rücksicht auf die begleitenden Umstände zu einer Geldstrafe von nur 10 M., bezw. zu zwei Tagen Gefängnis. (Ber.-B.)

Soziales und Arbeiterbewegung.

Eine deutsche Ausstellung in Berlin wird für das Jahr 1888 geplant. Wir haben nichts Sonderliches dagegen einzuwenden. Aber wäre es nicht viel gefährlicher, wenn man endlich einmal mit einer Weltausstellung in Berlin vorginge? Eine nationale Ausstellung — es soll eine Gewerbe- und Industrieausstellung werden — haben wir schon 1879 in Berlin gehabt. Die Besucher haben sich amüsiert, die Berliner noch mehr. Einige Gastwirthe sind reich geworden, und dergleichen ist noch einiges Andere passiert. Aber einen nationalen Augen hat die Ausstellung nicht gehabt. Eine Ausstellung soll doch in der That den Jwed haben, den Stand der Industrie und die Industrieerzeugnisse in einem Lande vor aller Welt bekannt zu geben, damit der sogenannte Weltmarkt sich mehr wie sonst mit ihnen beschäftigt. Das aber kann doch nur geschehen, wenn auch fremde Nationen die heimische Industrie in Augenschein nehmen und das kann wiederum nur auf einer Weltausstellung erfolgen. Man redet doch jelt immer davon, daß die deutsche Industrie den Weltkampf mit der auswärtigen nicht mehr zu scheuen habe, wohlen denn, auf, zum friedlichen Weikampfe! Darüber sind sich alle Sachkennner, unter ihnen auch Professor Reulleaux, einig, daß lokale und nationale Ausstellungen die Kräfte nur verjettein und geringen Nutzen haben, Weltausstellungen aber die Kräfte zusammenschaffen, wodurch allein Großes geleistet werden kann.

Das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumtion ist gegenwärtig fast in allen Gewerbezweigen vorhanden und besonders in der Kohlen- und Eisenindustrie. Nach einer vorläufigen Statistik der Montanindustrie im Jahre 1884 ergibt sich während eines Zeitraumes von sechs Jahren, 1878—1884, folgende Steigerung der Produktion: für Steinkohlen 45 pCt., für Eisenerze 63,1 pCt., für Kohlenstein 68,7 pCt., für Gußeisen weiter Schmeltung 75,4 pCt., für Schmiedeeisen und Stahl 35,9 pCt., für Röhren 217,7 pCt. Eine solche Erhöhung der Produktion innerhalb weniger Jahre, für welche auch die definitive Montanstatistik keine großen Abweichungen bringen dürfte, überträgt bei Welttem die Steigerung des Konsums, welche in dem gleichen Zeitraum entstehen konnte. Der im Jahre 1877 eingeführte hohe Zollsauf für die Eisenindustrie hat zu dieser Entwicklung nicht zum wenigsten beigetragen. Jedenfalls ist die deutsche Industrie in Folge dessen mehr als jemals auf den Export eines sehr großen Theils ihrer Erzeugnisse angewiesen. Nur eine eingehende Untersuchung wird feststellen können, in welchem Umfange die deutsche Eisenindustrie bei diesem fortwährenden Abzuge die Preise auf dem Weltmarkt herabgedrückt hat, während sie gleichzeitig durch allerlei Mandore, durch Konditionen und Koalitionen, die Preise auf dem inländischen Markt unter dem Satze der Bülle möglichst hoch zu halten suchte. Die unausbleiblichen Folgen haben sich freilich trotz alledem geltend gemacht und heute besteht bereits die Gefahr, daß die niedrigen Preise auf dem Weltmarkt in ihrer Rückwirkung auch die inländischen Preise unter die Selbstkosten hinabdrücken.

Die Ernteausichten für das laufende Jahr sollen gute sein, wenigstens meldet man dies aus verschiedenen Gegenden Deutschlands. Dabei ist zu bemerken, daß der Wind, welcher den Boden allwweh austrodnet, nicht allzulange anhalten darf, da er sonst doch wohl den Saaten verderblich werden könnte. Im Allgemeinen sind wir dieses Jahr um 14 Tage bis drei Wochen in der Frühjahrsbestellung jomohl, als in der Vegetation hinter dem Vorjahr zurück, doch giebt das keinen Ausschlag in Bezug auf die Ernte, da warme feuchte Witterung das von der Natur bis jelt Verjäumte leicht nachholen kann.

In England hört man in wirtschastlichen Leben gegenwärtig von nichts Anderem, als von Lohnreduktionen, Streiks u. s. w. Die Montanindustrie liegt dort ebenso sehr, oder fast noch mehr darnieder, als am Niederrhein. Tausende von Maschinenbauern und Schiffbauern, ehtausende von Grubenarbeitern streiken schon oder drohen mit einem Streike, da ihre Löhne nicht mehr auskömmlich sind. Und während dieses Kampfes bringen englische Wäiter die sondersbare Nachricht, daß die bei den Herren William Cook u. Co. in der Tinsley Stahl-, Eisen- und Drahtfabrik zu Sheffeld beschäf-

tigten Arbeiter, mehrere Tausend an der Zahl, in Anbetracht der Schwierigkeiten, unter welchen die Fabrik bei dem jetzigen schlechten Geschäftsgange und den noch schlechteren Preisen im Gang gehalten wird, ihren Fabrikherren angeboten haben, eine Woche für sie unentgeltlich zu arbeiten, eine Offerte, die um so anerkennenswerther ist, als die Arbeiter bereits schon seit längerer Zeit „short time“ machten, d. h. nur vier Tage die Woche arbeiteten, so daß ihr Verdienst um ein Drittel reduziert wurde. — Wir registriren diese Nachricht nur, um zu zeigen, auf welche Weise jetzt die arbeitgeberfreundlichen Zeitungen in England Stimmung gegen die streikenden Arbeiter zu machen suchen. Daß an obiger Mittheilung selbst kein wahres Wort ist, braucht wohl nicht besonders versichert zu werden.

Das Kinderheilbad zu Sulza, welches Knaben von 3 bis 12 Jahren und Mädchen von 3 bis 14 Jahren zur Heilung und Kräftigung aufnimmt, wird auch im bevorstehenden Sommer drei Kurperioden einrichten; die erste vom 28. Mai bis 1. Juli, die zweite vom 4. Juli bis 8. August, die dritte vom 11. August bis 15. September. Das Kur- und Pflegegeld für je eine fünfmonatige Kurperiode ist für wenig Bemittelte aus dem Großherzogthum auf nur 45 M. normirt; für Bemittelte sowie für Ausländer beträgt dasselbe 70 M. Dafür gewährt die Anstalt volle Beschäftigung, Bett, ärztliche Behandlung, Pflege durch geschulte Krankenschwestern, Arznei und Bäder. Aufnahme-gesuche sind an die Oberin der Pflegerinnen-Anstalt zu Weimar zu richten.

Zum glücklichen Abschluß des Bielefelder Streiks der Nähmaschinenarbeiter der Fabrik von Koch u. Co. sind wir auf Grund direkter Mittheilungen von zuständiger Seite der Arbeiter zu berichten in der Lage, daß die glückliche Einigung unter Vertragsbedingungen erfolgte, welche einem vollständigen Siege der Arbeiterjache nbelkommen. In Folge hieron haben sämmtliche streikende Arbeiter der Fabrik, bis auf zwei, welche freiwillig auf ihre Wiedereinstellung verzichteten, am Morgen des 9. d. M. die Arbeit zu den früher maßgebend gewesenen Bedingungen wieder aufgenommen. Die Ausgleichsverhandlungen, welche wiederholt abgebrochen und wieder angeknüpft worden waren, führten schließlich zu folgendem Abschluß:

1) Der entlassene (gemäßigter) Arbeiter Neuman wird wieder eingestellt; den zwei anderen (gleichfalls „gemäßigter“) Arbeitern, welche freiwillig auf Wiedereinstellung verzichteten, stellt die Firma ein gutes Zeugnis und eine Ehrenklärung aus. 2) Die Firma Koch u. Co. verzichtet prinzipiell auf die den Arbeitern verschuldete Forderung der Anschaffung und Instandhaltung (d. h. Ausbesserung und Nachschaffung der sogenannten „kleinen Werkzeuge“ durch die Arbeiter selbst resp. auf deren eigene Kosten. Zunächst soll, so lauten die weiteren Bestimmungen dieses Punktes, hinsichtlich der „kleinen Materialien“ (Werkzeuge) bis nach Ablauf eines vollen Jahres Alles beim Alten bleiben, d. h. es sollen die Kosten für Anschaffung und Instandhaltung derselben nach wie vor ausschließlich von der Firma getragen werden. Nach Ablauf dieser Frist jedoch soll, falls bis dahin in den anderen Bielefelder Nähmaschinenfabriken das in Betracht kommende System der Selbsthaltung u. der Werkzeuge auf eigene Kosten der Arbeiter) überhaupt noch besteht, lediglich die Instandhaltung resp. Reparatur und Nachschaffung der „kleinen Werkzeuge“ den Arbeitern, aber nur insoweit zur Last fallen, als letztere einstweilen (in der oben näher angegebenen Weise) für die Kosten aufzukommen haben, wofür ihnen dagegen von der Firma („je nach Abnutzung und Verbrauch der Materialien“) eine spätere entsprechende „Erhöhung des Stücklohns“ resp. fixen Lohns zugesichert ist und berechnet werden soll. 3) Kein Arbeiter wird wegen Theilnahme an dem Streik entlassen, wenn nicht durch eigenes Verschulden eine Entlassung provoziert wird. Ebenso wird der bisherige Lohn beibehalten.

Darmstadt, 26. März. Der Fachverein der Tischler hat den Meistern eine Forderung auf Herabsetzung der Arbeitszeit unterbreitet und die Meister sind nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Der Verband der Zimmerleute (Vollverband Darmstadt) hat den Meistern eine Forderung auf Lohnerhöhung von 40 Pfg. pro Tag zugehen lassen, worauf ihnen folgende Lohnsätze, die aber eine Erhöhung des seitherigen Lohnes keineswegs involviren, angeboten wurden: Im ersten Jahre nach der Lehre M. 1,30, im zweiten 1,74, im dritten 2,10 bis zum vollendeten 21. Jahre M. 2,20, bis zum 27. Jahre M. 2,40 und von da ab M. 2,60. Dies mußte nun seitens der Gesellen, gegenüber ihrer beschwerden Forderung, beinahe als Hohn aufgefaßt werden, worauf dieserseits eine erneute Forderung in folgenden Lohnsätzen den Meistern gestellt wurde: Im ersten Jahre nach der Lehre M. 1,80, im zweiten 2 M., im 3. Jahre bis zum 20. Lebensjahre einschließlich M. 2,40 und von da ab M. 2,80 für jeden Gesellen. Die rückständigste Behandlung seitens der Meister wurde der Lohnforderung der Weiskinder zu Theil: In einem längeren Schreiben erklärten die Meister unter Zuhilfenahme der hinsichtlichigen Gründe, daß sie unter keinen Umständen auf die geforderte Lohnerhöhung von 15 pCt. eingehen können. Hierauf wurde den Meistern in einem zweiten Schreiben gemeldet, daß man durchaus nicht gewillt sei, sich mit der so beschwerden Forderung durch einet hoble Phrasen abweisen zu lassen. Nach einer trefflichen Widerlegung der vorgebrachten Gründe heißt es, daß man gut organisiert sei und den Muth habe, die Forderung bis in die letzten Konsequenzen zu vertreten. Es muß vor Allem konstatiert werden, daß die Arbeitslöhne, vorzugsweise im Bauhandwerk, wohl nirgends so miserabel sind, wie in Darmstadt. (An anderen Orten langt man auch nicht auf Kosen. Red.) Der tägliche Durchschnittslohn eines Zimmermanns beläuft sich auf M. 2—2,20, der eines Weiskinders 10—20 Pf.

Hannau, 30. März. Die Lage der Zigarrenarbeiter hierorts und in der Umgegend ist nun schon seit einigen Jahren eine höchst traurige, und immer noch nicht bietet sich eine Aussicht zum Besseren. Gegenwärtig ist der Durchschnittslohn in dieser Branche 7 Mark pro Woche. — Der Arbeiter hat sich eine life Unmuth bemächtigt und ganz unvorhersehbar sprechen viele von ihnen es aus, daß es vielleicht ein Segen für sie gewesen wäre, wenn man das Tabakmonopol verwirklicht hätte. Wir begreifen den Unmuth der Arbeiter recht gut und wissen ihn zu würdigen. Das schließt aber nicht aus, daß wir die Neigung zum Monopol entschieden mißbilligen. Die Arbeiter sollen ja nicht glauben, daß ihre Lage unter der Herrschaft des Monopols, an welchem der Staat ein fiskalisches Interesse hat, eine bessere sein würde! Zum Beweise dafür können wir hindeuten auf Oesterreich, wo bekanntlich das Monopol existirt. Dort werden nicht nur weibliche Arbeitskräfte bevorzugt, sondern auch ganz erbärmliche Löhne gezahlt.

Dem Fachverein der Schreiner zu Offenbach ist von der Regierung in Wiesbaden eine Verfügung zugestellt worden, in welcher der Verein aufgefordert wird, aus dem Verbande der deutschen Fachvereine (Sty Stuttgart) zu scheiden, andernfalls der hiesige Verein Auflösung eventuell strafrechtliche Verfolgung zu gewärtigen habe. Wie man noch erfährt, soll auch andern hiesigen Vereinen eine gleiche Verfügung zugegangen sein.

München. Der Fachverein der Schneider wurde durch die kgl. Polizeidirektion aufgelöst.

Verrine und Versammlungen.

be. In der Generalversammlung des Vereins für Reform der Schule und Erziehung, welche unter Vorsitz des Herrn Buchhändlers Rudenow am Donnerstag, den 9. d. Mts., Abends, Niederkirchstr. 20, stattfand, berichtete zunächst Herr Schäfer über Wirksamkeit und Bestand des

Vereins in den vier Monaten dieses Jahres, in denen derselbe nach siebenjähriger Paß seine Thätigkeit wieder aufgenommen hat. In diesem Zeitraum sind vier öffentliche Vorträge gehalten worden, die beiden letzten auch für Frauen, vor denen nach dem Vereinsgesetz, wenn sie auch nicht Mitglieder eines politischen Vereins werden können, dennoch politische und soziale Thematika, behandelt werden dürfen. Nach dem Referat erfolgte Vorstandswahl, in der Herr Fredericium Vorsitzenden gewählt wurde. Dann folgte die Erledigung interner Vereinsangelegenheiten.

Krankenunterstützungsvand der Schneider (E. S.)

Die Zahl der Mitglieder hat sich nach der vorliegenden Abrechnung des 4. Quartals 1884 allein in diesem Zeitraum um 7000 vermehrt, so daß sich die Mitgliederzahl Anfang dieses Jahres auf 13,022 belief. Auch der Kassenbestand ist in diesem Quartal ein bedeutend besser geworden, und zwar betragen die Einnahmen in demselben 27,891 M. 2 Pf., die Ausgaben dagegen 5,002 M. 47 Pf., so daß sich ein Bestand von 22,888 M. 55 Pf. ergibt. An Extrasteuer ergab sich ein Bestand von 2,511 M. 20 Pf. bei einer Einnahme von 2,828 M. 70 Pf. und einer Ausgabe von 317 M. 50 Pf. — Der Rechnungsabluß für das volle Jahr 1884 betrug: Einnahme 108,422 M. 39 Pf., Ausgabe 93,606 M. 49 Pf., Bestand 14,815 M. 90 Pf. Letztere Summe zu den bereits bestehenden Ueberschüssen von 18,000 M. hinzugerechnet ergibt ein Gesamtvermögen von 32,815 M. 90 Pf. — Dieser so günstige Bestand der Kasse dürfte hoffentlich dazu beitragen, daß auch diejenigen Kollegen (Schneider, Kürschner, Schürm- und Mützenmacher u.), welche noch immer anderen Krankenkassen angehören, baldmöglichst diesem Unterstützungsband beitreten, der an allen Orten seinen Mitgliedern ihre Rechte wahr, wohnjegen das die Stadt durch irgend welche Umstände verlassen müßende Mitglied einer Ortskrankenkasse vollständig auf sich angewiesen ist und keinerlei Unterstützung eintretenden Falls zu verlangen ein Recht hat.

Die Räbelpolizei der Nähmaschinenfabrik von Rothmann, Neue Hochstraße 20, haben am 7. d. M. die Arbeit eingestellt, weil ihnen ein Lohnabzug von 3 Mark gemacht werden sollte. Danach würden die dort arbeitenden Polizer statt wie bis jelt 21 in Zukunft 18 Mark pro Woche verdienen. Zur Mittheilung näherer Details findet am Sonntag, den 12. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Halle's Salon, Lindenstraße 30, eine öffentliche Versammlung sämmtlicher Berufsgejossen statt. In dieser Versammlung sind die Herren Gebr. Rothmann und der Polizermeister Herr Mantuffel eingeladen. Die Kollegen werden gebeten, recht zahlreich zu erscheinen. Die Kommission.

Eine große öffentliche Versammlung der Maler findet am Sonntag, den 12. April, um 10 Uhr Vormittags, in Grätweil's Bierhallen, Kommandanten-Str. 77—79, statt. Tages-Ordnung: 1) Wie verhalten sich die Maler Berlins und Umgegend zu dem neu geschaffenen „Verbande der Maler und verwandten Berufsgejossen“. 2) Gründung eines Gau-Vereins. 3) Verschiedenes. Der Wichtigkeit wegen ersuchen wir die Kollegen um pünktliches Erscheinen. Die Kommission.

Central-Kranken- und Sterbefälle der deutschen Wagenbauer (E. S. Nr. 8 zu Hamburg). Für die Mitglieder der örtlichen Verwaltungsstelle Berlin findet am Sonntag, den 12. April, Nachmittags 5 Uhr, in den Grätweil'schen Bierhallen, Kommandantenstraße Nr. 77—79 die regelmäßige Quartals-Versammlung statt. Es wird ganz besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich jeder Teilnehmer durch Mitgliedsbuch zu legitimiren hat. Da der Rechenschaftsbericht über das 1. Quartal auf der Tagesordnung steht, ist es Pflicht jeden Mitgliedes, pünktlich zu erscheinen.

Eine Tischler-Versammlung findet am Sonntag Vormittag 10 Uhr, im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstraße 37, statt. L.-D.: Beschlußfassung über den von der Erquete-Kommission aufgestellten Minimal-Tarif der antiken Branche. Die Herren Meister werden höflich gebeten in der Versammlung zu erscheinen. Diejenigen Kollegen, welche noch im Besit von Martiné-Billets sind, werden ersucht, Sonntag Vormittags 9 Uhr in der Kürstlerstraße 19 dieselben abzuliefern.

Der Arbeiter-Bezirksverein der Rosenthaler Stadt hält am Montag, den 13. d. Mts., Abends 8 Uhr, in der „Neuen Walfalla“, Schönhauser Allee 156, eine Versammlung ab. Tagesordnung: 1) Kassenbericht. 2) Vortrag. (Referent wird in der Versammlung bekannt gemacht) 3) Verschiedenes und Fragekasten.

Mitglieder-Versammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter Sonnabend, den 11. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Grätweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79. Tagesordnung: 1. Vortrag des Dr. med. Wum über die Erhaltung der Schkraft. 2. Des Ergebnisses der chemischen Untersuchung des schwarzen Journierkohles. 3. Verschiedenes und Fragekasten. — Gäste willkommen. Des sehr interessanten Vortrags wegen wird um zahlreichen Besuch gebeten.

Der Fachverein der Schmiede hält am Montag, den 13. April, seine 3. öffentliche General-Versammlung im Vereinslokal, Kommandantenstraße 77—79 (Grätweil'sche Bierhallen), Abends 8 1/2 Uhr ab. Auf der Tagesordnung steht der Kassenbericht über das 1. Quartal, Vortrag, Verschiedenes und Fragekasten. Referent und Thema werden in der Versammlung bekannt gemacht. Recht zahlreiches Erscheinen gewünscht. Gäste sehr willkommen.

Fachverein der Radler, Siebmacher und Berufsgejossen. Versammlung am Sonnabend, den 11. d. Mts., Abends 8 Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstraße 77. Der Vorstand bittet um recht rege Betheiligung besonders derjenigen, die dem Verein noch nicht angehören.

Tischler-Verein. Heute Abend 8 1/2 Uhr Rottbuhlerstraße 4a. General-Versammlung.

Metallarbeiter-Krankenkasse (Hamburg) Filiale Berlin. Die Zahlstellen befinden sich 1. bei Hallenstraße 10, Moritz- und Prinsensstr., Ecke, 2. bei Hilger (Restaurant) Wablbstr. 4. Jeden Sonnabend von 8—10 Uhr.

Der Verein zur Wahrung der materiellen Interessen der Drechsler und Berufsgejossen tagt am Montag, den 11. April, Abends 8 Uhr, Kommandantenstr. 20 (Arminhallen). Tagesordnung: 1. Geschäftliches, 2. Vortrag des Herrn Klein: „Ueber die vegetarische Lebensweise“. 3. Bericht über die Erhaltung der Reiseunterstützungs-Kasse für wandernde Kollegen. 4. Verschiedenes und Fragekasten; Aufnahme neuer Mitglieder. — Gäste willkommen. Im Interesse der Sache recht zahlreicher Besuch dieser Versammlung geboten.

Briefkasten der Redaktion.

Heilbedürftiger. 1. Ueber die Wirksamkeit des Drogen haben wir kein Urtheil. 2. Selterwasser ist wie jedes kohlensäure Wasser gesund, da es die Verdauung fördert und nicht wie gewöhnliches Wasser, bei Erhitzung des Körpers gesundheitlich schädlich wirkt.

Zwei Wettende Stud. S. und R. Der Ausdruck „Congrua“ (neutr. plur. vom lat. congruus, a. um) besagt in der Rechtssprache den zukommenden Unterhalt, die gesetzlich festgesetzten Amtsgehälter. In Oesterreich handelte es sich um gleichmäßige Durchführung einer Gehaltserhöhung für die sammt niedere Gelehrten, des ist die „Congrua-Frage“.

E. M., Straßauerstraße. Die Verantwortung für die Frage hängt in erster Linie vom Miethekontrakt ab, wobei dieser nicht darüber, hat der Hauswirth das Fehlende zu beschaffen.

R. Wöckernstraße. Der betreffende Mann bleibt allmählich untüchtig.

Dr. Barth, der „deutsch-freisinnige“ Kandidat im Reichstagswahlkreise Teltow-Beeskow- Storkow-Charlottenburg.

Wir bezeichnen dieser Tage Herrn Dr. Barth als einen Manchestermann, welcher neben Dr. Pomberger das Prinzip des laissez faire laissez aller mit am konsequentesten vertritt. Um unseren Lesern den Beweis und gleichzeitig Gelegenheit zu geben, eine Seite des wirtschaftlichen Prinzips des Herrn Dr. Barth näher kennen zu lernen, wollen wir nachstehend einige Punkte seines Referates über die Verstaatlichung des Versicherungswesens anführen, welches er auf dem 21. Kongreß deutscher Volkswirthe am 21. September 1883 zu Königsberg i. Pr. gehalten hat und welches von seinen gleichgestimmten Zuhörern natürlich mit großem Beifall aufgenommen wurde. Obgleich die Verhandlungen des genannten Kongresses vielen Lesern bekannt sein dürften, halten wir angefaßt der Kandidatur des Herrn Dr. Barth im obgenannten Wahlkreise eine Auffrischung einiger Kräftestellen des Referenten für zeitgemäß. Wir entnehmen unsere Auszüge dem bei Mittler und Sohn, Berlin, im Druck erschienenen stenographischen Bericht.

Nach einer längeren Auseinandersetzung der Vortheile, welche die Privat-Versicherungs-Gesellschaften bieten, namentlich in Rücksicht der Individualisirung der einzelnen Risiken, sagt Dr. Barth unter Anderem folgendes: „Bei der Verstaatlichung des Versicherungswesens ist von vornherein hervorgehoben worden, daß der Unfall nicht dienen dürfte als Unterlage für Dividenden von Erwerbsgesellschaften. Diese Phrase ist eigentlich das Inbegrifflose, was überhaupt jemals in einer Regierungsvorlage in die Erscheinung getreten ist — und das will schon etwas sagen!“

Ferner sagt er in seinem Schlußwort: „Nur zum Schluß möchte ich noch einmal zusammenfassen, was für ein Hauptgeschäftspunkt mich bei dem Referat geleitet hat. Es war der, möglichst klarzustellen, daß man mit der Forderung der Verstaatlichung des Versicherungswesens notwendig auf die Bahn gelangt, welche direkt zum sozialistischen Staate führt, und daß, wenn man die Gründe für die Verstaatlichung des Versicherungswesens in ihren Konsequenzen weiter verfolgt, man notwendigerweise zu der Forderung eines Staates nach orthodoxem sozialistischen Muster gelangen muß. Diejenigen, welche kein Bedenken tragen, einen solchen sozialistischen Staat in's Leben zu rufen, handeln nicht unklug; sie werden, wenn sie den sozialistischen Staat herbeiführen wollen, mit der Verstaatlichung des Versicherungswesens ein gutes Stück vorankommen zur Erreichung ihrer Zwecke. Aber wir, die Vertreter des wirtschaftlichen Individualismus, haben gewiß dringende Veranlassung, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Verstaatlichung des Versicherungswesens zu kämpfen. Wir, die wir hier im Saale verammelt sind, werden wohl fast ohne Ausnahme der Ansicht sein, daß, wenn man uns die individuelle Freiheit in wirtschaftlicher Beziehung nimmt, ein Hauptzweck des Lebens für uns verloren ist.“ Dies der Standpunkt des Herrn Dr. Barth zur Verstaatlichung des Versicherungswesens, woraus sich bei der prinzipiellen Auffassung dieser Sache von selbst ergibt, daß er auch jeden anderen Eingriff des Staates in die Privatwirtschaft, welcher zu Gunsten der arbeitenden Klassen sich so wirtschaftlich als notwendig erweist, zurückweisen wird. Ein Gegner der Anschauungen des Herrn Dr. Barth, der konservative Herr Knauer (Groebers), welcher später in jener Versammlung der Interessenten der privaten Versicherungsbranche das Wort ergrieff, erwiderte dem Referenten Dr. Barth und wartete mit drastischen, wenn auch längst bekannten Angaben auf, welche wir hier folgen lassen und denen wir uns zum Theil nur anschließen können:

„Der erste Herr Referent, welcher von seinem Standpunkte aus in ausgereicherter Weise die Sache dargelegt hat, ging noch meinem Dafürhalten von einem großen Irrthum aus, und wenn der Sprecher seinen Reden einen Irthum zu Grunde legt, dann können die Schlussfolgerungen nur irrtümlich ausfallen. Er sagte nämlich, es sei absolut richtig, daß die privaten Versicherungsanstalten nur den Zweck verfolgten, den Einzelnen vor Gefahren sicher zu stellen. Nun, m. H., ob das jemals der

Fall gewesen ist, weiß ich nicht; seitdem ich mich um das Versicherungsweisen beklümmert habe, das ist seit 15 bis 20 Jahren, war der Zweck der Versicherungsanstalten nicht der, den Einzelnen sicher zu stellen, sondern der Zweck war für die Aktien-Gesellschaften nur der, Geld zu verdienen. Das haben auch die Direktoren alle, mit denen ich in Berührung gekommen bin, zugestanden, indem sie erklärten: wenn wir nichts mehr verdienen, so hören wir auf, Direktoren zu sein, so werden wir schleunig von unseren Stellungen entsetzt, wir können also keine humanen Zwecke verfolgen.“ — Ferner: „Dann ist gesagt worden, die Verstaatlichung der Versicherung wäre eine außerordentliche Erweiterung der fiskalischen Macht, und es würde eine steuerliche Ausbeutung seitens des Staates sehr leicht daraus gezogen werden. Ja, m. H., wenn der Staat dieselben Prämien erhebt, wie die Privatgesellschaften, dann macht er allerdings ein großes Geschäft, und wenn das Geld, was er gewinnt, in den Staatskassen fließt, dann brauchen wir nicht dieses Quantum als Steuer aufzubringen. Ich würde mich also freuen, wenn der Staat die Versicherung in die Hand bekäme, dabei Geld verdiente und somit die Steuerlast verminderte.“

„Was nun den Betrieb der Aktiengesellschaften betrifft, so muß man staunen, wie das von dem Herrn Referenten so hingestellt worden ist, als ob die Prämien so heruntergedrückt würden durch die Konkurrenz, daß sie keine Gewinne mehr machten, sondern hauptsächlich von den Zinsen der großen Kapitalien lebten, welche sie in großer Weisheit angeammelt hätten. Nun, wenn sie gegenwärtig nichts mehr verdienen, so sind die Kapitalien, die sie angeammelt haben, ein Beweis, daß sie früher immer zu viel genommen haben; sie haben, so weit sie gut vermalet waren, Dividenden gegeben und außerdem noch Reservekapital angeammelt, und zwar aus der von uns zuviel genommenen Prämie; darüber kann doch nicht gestritten werden.“

„Was das anlangt, daß die große Konkurrenz die Prämien auf den richtigen Standpunkt bringt, so ist das in der Praxis nicht so. Ich bin Landwirth, habe also meine Versicherungsobjekte in einem Dorfe. Ich habe vor 15 Jahren genau dieselbe Prämie gezahlt wie heut. Vor 15 Jahren gab es in dem Dorfe, wo meine Wirthschaft liegt, 10 Strohdächer, heute nur noch eine; die Sicherheit der Feuerversicherungs-Gesellschaften ist also immens gewachsen, denn große Katastrophen kommen nur vor, wenn in einem Orte Strohdächer existieren. Die Gesellschaften sagen ja geradezu: es ist ganz gut, wenn es einmal brennt, denn sonst wird nicht mehr versichert.“

Und endlich: „Dann hat der Herr Referent gesagt, diese Verstaatlichung wäre nur eine Clappe, auf der wir zum sozialistischen Staate kämen; mit der Versicherung werde angefangen, und wir steuerien auf Vassalles Testament los zu. Nun, das hat noch lange Zeit, und so lange wir und unsere Nachkommen den stabilen Sinn wie jetzt haben, hat es noch gute Weile damit.“

Soweit Herr Knauer (Groebers). Jeder kennt unseren Standpunkt bezüglich der Verstaatlichung des Versicherungswesens. Wir halten die Verstaatlichung des Versicherungswesens und den obligatorischen Versicherungszwang für notwendig und heilsam, jedoch nur unter der Bedingung, entgegen der Ansicht des Herrn Knauer, daß der Staat daraus kein Geschäft macht, sondern die Versicherung als Selbstzweck aufsaugt, die Prämien um soviel ermäßigt, als jetzt die Erwerbs-Versicherungs-Gesellschaften ihren Aktionären an Dividenden einbringen. Es wird dadurch den arbeitenden Klassen leichter, an der Versicherung Theil zu nehmen, um Unglücksfälle soviel überhaupt möglich zu lindern, auf welche unseres Erachtens nach ein Erwerb, ein Erwerb aufs Unglück nicht länger beibehalten werden dürfte.

Unter Berücksichtigung des Angeführten wird wohl Jedem klar sein, daß wir die Kandidatur des Herrn Dr. Barth wegen der absolut negativen Stellung zur Staatsidee als einen unglücklichen Griff der „Deutsch-freisinnigen“ bezeichnen müssen und wird derselbe auf die Stimmen der Arbeiterpartei nicht allein nicht rechnen können, sondern die Arbeiter werden umsomehr Veranlassung haben, nur einem Kandidaten ihre Stimmen zu geben, der sich der hohen Mission des Staates, für die arbeitenden Klassen bessere Zustände herbeizuführen, bewußt ist und in diesem Sinne im Parlament zu wirken sich verpflichtet.

Feuilleton. 138 Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dur.
(Fortsetzung.)

„Ich hätte keine Ruhe gehabt, sondern Todesangst ausgehoben, daß er in seinem Traumwandel sich wieder der Nachtkälte am offenen Fenster aussetzt. Ich stellte mich also, als ginge ich hinaus, blieb aber hinter den Vorhängen zu Häupten seines Bettes und habe dort gesessen bis zum frühen Morgen.“

„Und der Anfall kehrte nicht zurück?“
„Nicht in dieser Heftigkeit! Bis eine Stunde nach Mitternacht richtete er sich noch zuweilen auf; von da ab hat er bis zum Morgen, da ich ihn verließ, geschlafen, Fritz. Unruhig genug ist der Schlaf gewesen; ich sah es ihm an, daß böse Träume ihn im Schlafe ängstigten. Es war kein Schlaf, wie er einen Kranken erquickt; mir kam sein Schlaf vor wie ein neues Symptom seiner Krankheit.“

„Deine Beobachtung ist ganz richtig, Habicht. Ein Schlaf, wie der seine, erquickt den Kranken nicht. . . . Ich werde mich zu ihm begeben und mich über seinen Zustand unterrichten. . . . Habicht, mache Dich darauf gefaßt, daß der Graf den diesjährigen Anfall nicht überlebt. Derselbe ist mit größerer Heftigkeit aufgetreten als das vorige Mal; und schon das vorige Mal wäre es beinahe mit ihm zu Ende gewesen.“

„Fritz erschrack mich nicht; sage nicht, daß der Graf sterben wird. . . . Hast Du schon Deine ganze Wissenschaft erschöpft?“

„Meine Wissenschaft ist hier zu Ende! Ich stehe hier nicht vor greifbaren Thatsachen, sondern vor undurchbringlichen Geheimnissen, Habicht, und mit solchen hat die Wissenschaft nichts zu thun.“

„Ich denke, Du bist längst mit Dir im Reinen darüber, daß die Krankheit des Grafen lediglich Zauberei der schwarzen Hege ist?“

„In diesem Jahre ist der Anfall gekommen ohne das

zufällige Erscheinen der schwarzen Hege, wie Du die Unglückliche nennst.“

„Das wollen wir sehen, Fritz; wir werden es sogleich erfahren. Ich bin überzeugt, daß Segal gestern und diesen Morgen bereits das Gebiet nach der Spur der Alten durchforscht hat. Gehe Du zum Kranken, wenn Du zurückkehrst, werde ich Dir sagen, ob der Anfall gekommen ist ohne die „Anwesenheit der Hege.“ — — —

Graf Fergus lag noch im tiefen Schlaf. Fritz fand die Komtesse Agathe in seinem Lager. Sie kniete an seiner Seite, hielt seine Hand in der ihrigen und bedeckte sie mit Küffen.

Der Schlaf des Kranken war jetzt offenbar ruhiger und tiefer, wie derjenige, den Habicht beobachtet hatte. Fritz war sehr zufrieden, den Patienten in diesem Zustande zu finden. Es wäre ihm jedenfalls nicht zuträglich gewesen, ihn aus diesem Schlafe zu wecken. Fritz begnügte sich deshalb, den Puls des Kranken zu fühlen und antwortete auf den fragenden Blick der Gräfin mit einem bedenkliehen Achselzucken.

Er befahl dem Diener, in dem Vorzimmer anwesend zu bleiben und jede Störung des Schlafes des Patienten fernzuhalten; dann ging er mit der Bemerkung, daß er nach dem Mittagessen wiederkommen würde.

Achtzehntes Kapitel.

Gedankenvoll kehrte Fritz in seine Wohnung im Thurmgemach zurück. Was er vermuthet hatte, sollte er sogleich bestätigt sehen. Habicht und Segal erwarteten ihn bereits dort. Sie hatten jedenfalls eine wichtige Nachricht, denn Habicht hatte sogar Madame Dupré hinausgeschickt, welche inzwischen dort beschäftigt war, das Frühstück für den Herrn Doktor aufzutragen.

Fritz las auf ihren Gesichtern, daß sie ihm eine beunruhigende Mittheilung zu machen haben; er wußte auch, worin diese bestehen würde.

„Sie ist da!“ sagte er. „Nicht war?“
„Sie ist da,“ erwiderte Habicht. „Das Unheil soll nicht an uns vorübergehen; wir haben vergebens gehofft.“

Der Nicaragua-Kanal.

Schon vor Jahren ist von Seiten der Vereinigten Staaten von Amerika der Bau eines Kanals durch Nicaragua (Centralamerika) als Konkurrenzstraße gegen den von Vesper's entworfenen und seit längerer Zeit in der Ausführung begriffenen Panama-Kanal geplant worden, weil der letztere hauptsächlich mit französischem und englischem Geld hergestellt wird, und sich auf ihn somit die sogenannte Montros-Doktrin, nach welcher Amerika nur den Amerikanern gehört, nicht im gewünschten Umfange wird anwenden lassen.

Vor Kurzem hat nun die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Freistaat Nicaragua einen Staatsvertrag wegen Herstellung eines großen Schiffahrtskanals abgeschlossen. Dieser Vertrag ist dem Senat der Vereinigten Staaten von dem Präsidenten derselben mit dem Ersuchen vorgelegt worden, denselben zu bestätigen und die bezüglichen Beratungen thunlichst zu beschleunigen. Eine zur Prüfung des Vertrages niedergelagerte Senats-Kommission hat ihn inzwischen auch schon zur Annahme empfohlen, so daß der Bau des Kanals, trotz einiger noch bestehender politischer Hindernisse, ziemlich gesichert erscheint.

Nach dem Vertrage tritt der Freistaat Nicaragua gegen Gewährung einiger materieller Vortheile einen schmalen Streifen Landes (2 1/2 englische Meilen = 4,022 Kilometer breit), vom Caribischen Meere bis zum Stillen Ocean reichend, an die Vereinigten Staaten von Amerika zu dem Zwecke ab, daß diese einen Schiffahrtskanal daselbst bauen. Die Union darf dort nach Gutdünken Befestigungen anlegen, das Gebiet soll jedoch gemeinsames Besitzthum beider Mächte bleiben und in Friedenszeiten unter der Befehlsgewalt von Nicaragua stehen.

Der Kanal soll von der Stadt Greytown oder San Juan del Norte am Caribischen Meere beginnen und bei Rioas am Stillen Ocean endigen. Diese Strecke ist allerdings 300 Kilometer lang; in dieselbe fällt jedoch der schiffbare Fluß San Juan sowie der Nicaragua-See, dessen Ausfluß jener bildet, mit einer Größe von 160 deutschen Quadratmeilen, und es bleibt für den eigentlichen Kanalbau nur die Entfernung von 33 Kilom. von dem Nicaragua-See bis Rioas. Die Kosten sollen etwa 82 Millionen Dollars (gleich 348 500 000 Mark), also kaum die Hälfte derjenigen des Panama-Kanals betragen. Allerdings wird hier keine glatte Durchfahrt von Meer zu Meer geschaffen werden können, wie in Panama; es werden mindestens 12 Schleusen, 5 zwischen Greytown und dem See und 7 zwischen diesem und Rioas an dem stillen Abhänge zum Stillen Ocean nöthig sein. Dies wird den Verkehr sehr verlangsamen. Dem dadurch entstehenden Nachtheil des neuen Kanals gegen den Panama-Kanal soll aber wieder durch eine bedeutend breitere Anlage der Fahrstraße abgeholfen werden. Die Enge der Wasserlinie verursacht bekanntlich auf dem Suez-Kanal z. B. wegen des dadurch nöthigen Aufenthaltes der Schiffe auf den Ausweiche-Stationen, der zulässigen geringen Fahrgehwindigkeit u. a. einen größeren Zeitverlust als das mehrmalige Durchschleusen, und dies wird auch bei dem Panama-Kanal der Fall sein.

Ein anderer wichtiger Vortheil der Nicaragua-Vinie für die Vereinigten Staaten von Amerika liegt darin, daß sie im Vergleich zur Panama-Vinie den Weg von den östlichen Häfen (New-York, Baltimore, New-Orleans u. s. w.) nach Ostindien, China und Japan, sowie auch nach Californien selbst für Dampfer um mehrere Tage abkürzt, für die Segelschiffe aber das Befahren der gefährlichen schmalen Bane, unter welcher Panama liegt, überflüssig macht, des Stürzes der Windstillen, in welchem keine regelmäßigen Passatwinde wehen, und die Segelschiffe immer fürchten müssen, wochen- und selbst monatelang Windstillen anzutreffen oder heftigen Wirbelstürmen zu begegnen. Nach den Festsetzungen des Staatsvertrages sollen die Bauarbeiten für den Kanal innerhalb zweier Jahre nach Ratifizierung des Vertrages begonnen werden und innerhalb zehn Jahren vollendet sein.

Politische Uebersicht.

Zur Impfrage. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Regierung die Absicht hat, dem Reichstage einen umfangreichen Bericht über die Impfrage zu unterbreiten. Es handelt sich, wie schon erwähnt, um die Beschlässe der von der

„Sie ist da,“ fügte Segal hinzu, „und ganz in der Nähe.“

„Ganz in der Nähe? Bergingen sonst nicht immer Tage von ihrer ersten Erscheinung bis zu ihrer Annäherung an's Schloß?“

„Sonst ja; ich habe aber bemerkt, daß von Jahr zu Jahr die Hege sich früher an das Schloß heranmacht. Schon im vergangenen Jahre war verhältnismäßig kurze Zeit verstrichen, ehe sie wirklich sichtbar wurde.“

„Sie wissen, daß sie sich in der Nähe des Schlosses befindet? Sie haben Sie?“

Segal schüttelte den Kopf.

„Gesehen habe ich sie nicht. Sehen läßt Sie sich entweder gar nicht oder nur sehr schwer, wenn es nicht in weiter Ferne ist. . . . Ich habe ihre Feuerstelle gesehen. Am Fuße des Felspaltes, südlich vom Schredenstein, ist offenbar ein Feuer angezündet gewesen, und da hat sie auch wieder ihr Mahl gehalten; die Spuren sind noch sichtbar.“

„Und worin bestand nach den Spuren ihr Mahl?“

„Wie damals; es schien ein Stück Wildschweinsbraten zu sein, den sie verzehrt hatte.“

„Undgreiflich! Wie kommt sie dazu?“

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor,“ erwiderte Segal, indem er ein sehr ernstes Gesicht machte, „schon das erste Mal sah ich, daß Spuren von der Feuerstelle nach dem betretenen Wege zum Schloßthor führten, daß diese Spuren aber sorgfältig verwischt waren. Ich äußerte damals die Vermuthung, ich will nicht sagen, daß sich dieselbe bestätigt, denn ich will Niemand des Verbrechens beschuldigen, mit der Hege im Verkehr zu stehen — aber die Spuren führten nach dem Schlosse. Es muß also im Schlosse einen Menschen geben, der mit ihr in Verbindung steht, der ihr Speise und vielleicht auch Kleidung verschafft, der ihr behilflich ist, ein Feuer anzuzünden, und der sie vielleicht vor Gefahren anderer Art schützt.“

„Wenn ich bestimmt wüßte, wer es ist, der sich der Hege in dieser Weise annimmt, meiner Seel, ich könnte den Nichtswürdigen mit kaltem Blute niederstrecken. Nicht allein, daß wir ihr kein Leid's anthun sollen, es fehlte noch

N. Herabstürzendes Mauerwerk verlegte gestern Vormittag die Bewohner des Hauses, Alte Jakobstraße 16. in nicht geringe Aufregung. Aus nicht ermittelter Veranlassung, allem Anschein nach aber wohl in Folge des anhaltenden Regenwetters, hatte sich ein Theil des über dem Giebel heraus gemauerten Schornsteines gelockert, und war das Mauerwerk, so mit Donnereppeln aus der vierten Etage auf den Hof gestürzt. Als ein besonders glücklicher Umstand ist es zu bezeichnen, daß von den auf dem Hofe anwesenden Personen niemand verletzt worden ist.

Pölsel-Bericht. Am 8. d. Mts., Nachmittags, wurde ein Mann in seiner in der Tellowstraße belegenen Wohnung erhängt vorgefunden. Am 9. d. Mts., Morgens, wurde im Thiergarten unweit des Kroll'schen Stadlfleischens die Leiche eines unbekannt, etwa 20-25 Jahre alten, anscheinend dem Handwerkerstande angehörenden Mannes mit einem Schuß durch die Schläfe aufgefunden und nach dem Obduktionshause geschafft. — Am demselben Tage, Vormittags, fiel ein Mann in der Ruslowstraße zur Erde und erlitt dabei einen Bruch des rechten Beckenknochens. Er wurde nach Bethanien gebracht. — Um dieselbe Zeit spielten auf dem Neuba Weißenburgerstraße Nr. 54/55 drei Knaben an einem Bauzaun, hinter welchem übermäßige Santmassen lagen. Blöckel wurden die Bretter des Zaunes in Höhe von 1 1/2 Metern durch die Schwere der Erdmasse losgerückt und die Kinder vom Sande verschüttet. Glücklicherweise waren Augenzeugen zugegen, welche die Kinder sofort wieder hervorholten, so daß diese mit leichten Quetschungen und Hautabrisse davon kamen. — Am Mittage desselben Tages fuhr ein Bierfahrer der Ahrens'schen Brauerei in Noabit in der Brunnenstraße so stark gegen den ihm entgegenkommenden Geschäftswagen des Wildhändlers Fiebig an, daß dieser und seine ihn begleitende Ehefrau durch den Stoß vom Wagen herabgeschleudert wurden. Ersterer erlitt, außer einer Verletzung am rechten Bein, anscheinend innere Verletzungen, während seine Ehefrau unverletzt blieb. Fiebig wurde nach seiner Wohnung gebracht. — Am demselben Tage Nachmittags fiel ein Mann in der Brinzenstraße in Folge Ausgleitens zur Erde und brach dabei das rechte Schienbein. Er wurde nach seiner Wohnung gebracht.

Gerichts-Zeitung.

7. Gestern wurde der Kollporteur Ador Lehmann der zweiten Strafkammer des Landgerichts I vorgeführt, um sich wegen Urkundenfälschung in 24 Fällen zu verantworten. Derselbe war von den Buchhändlern Budich und Barthel zum Agniren von Abonnenten auf Schorer's Familienblatt engagirt. Es war die alte Geschichte, die Aufträge gingen spärlich ein und da half sich denn der Angeklagte dadurch, daß er falsche Bestellzettel fabricirte. Natürlich konnte die Entdeckung nicht ausbleiben und der Fälscher wurde eingezogen. Der Gerichtshof nahm auf die große Noth, in welcher der Angeklagte sich nachweislich befunden, gebührende Rücksicht und verurtheilte ihn nur zu vier Monaten Gefängniß, wovon er zwei Monate durch die erlittene Untersuchungshaft für verbüßt erachtete.

7. Zwei nette Brüder, Rowdies der ärgsten Sorte, der Frommer Rog Joseph Otto und der Steinseger Wilhelm Franz Otto, standen gestern vor der 89. Abtheilung des Schöffengerichts. Sie hatten eines Tages einen ihnen völlig unbekannt Menschen, den Architekt H., muthwilliger Weise angerepelt und als derselbe sie hierüber zur Rede stellte, waren sie über ihn hergefallen und hatten ihn fürchterlich zugethan. Der erste Angeklagte erhielt ein Jahr, der zweite vier Monate Gefängniß, und wurde der erste, der sich während der Verhandlung höchst venitent benahm, sofort in Haft genommen. Bei seiner Abführung entspann sich eine äußerst turbulente Scene, er widerlegte sich nämlich nach Kräften und waren sechs Gerichtsdienere nöthig, den Rasenden zu bändigen.

7. Ein Diebstahlmännchen, welches, wie der in der Sache beschäftigte Kriminalbeamte befandete, sehr häufig von den Führern der Getreidewagen ausgeführt wird, gelangte gestern zur Kognition der 91. Abtheilung des Schöffengerichts. Die drei Angeklagten, die Rauter Justus Arie, Friedrich Weigles und August Fied waren in Diensten des Fabrikanten Buchholz und am 27. Januar d. J. damit beschäftigt, 287 Sack Gerste vom Dresdenener Bahnhof nach der königlichen Brauerei zu fahren. Als am Abende die letzten Fuhrer abgeladen waren, konstatirte der kontrollierende Buchhalter ein Ranko von drei Sack und gelang es noch, die Rauter, welche bereits im Begriffe waren, das Grundstück zu verlassen, anzuhalten. Bei einer Revision des Wagens fand man denn auch in der That auf jedem einen Sack Gerste unter dem Plane verborgen und wollte jeder der Führer diesen auffälligen Umstand dem Zufalle oder ihrer Vergeßlichkeit in die Schuhe schieben. Diesen ungläubwürdigen Einwand führten die Angeklagten auch im Termine zu ihrer Entschuldigung an, hatten natürlich damit aber keine Glück, denn der Gerichtshof zweifelte nicht daran, daß sie die Sacke hatten hinter sich bringen

Armen zuden, als mühte man ihn steinig, wenn man bestimmt wüßte, daß er mit der Herze in Verbindung steht."

„Es ist aber eine Fußspur immerhin nur ein unsicheres Merkmal; oder hatten die Spuren ebenfalls eine so charakteristische Gestalt, wie die, von welcher Sie auf den Baronet D'orian schließen?"

„Charakteristische Gestalt“, erwiderte Segal, „das will ich eben nicht sagen. Ich war sogar Anfangs im Zweifel und war der Meinung, es sei am Ende doch ein Schmuggler gewesen, der sich nach dieser Gegend hin verirrt hatte, denn die Spur führte Anfangs auf die Höhe des Felsens unmittelbar an die Schlucht. Hier hat er offenbar stillgestanden, sich umzuschauen und die Absicht gehabt demnächst den Weg zu den Schmugglerhütten aufzusuchen; er war aber plötzlich umgekehrt, an einer Stelle hinter dem Gebüsch den Abhang hinuntergesteigert und ist an den Bach gegangen; von derselben Stelle aus, von welcher die Spur verschwand, führte sie wieder rückwärts dem Schlosse zu. Unmöglich ist es nicht, daß der Zwerg eine Strecke durch den seichten Bach gegangen ist, daß er jenseits desselben irgend ein Ziel gehabt hat, daß er dann durch den Bach zurückgekehrt ist und den Weg rückwärts angetreten hat, so daß er jedem Verfolger das Aufsuchen seiner Spur abschneidet.“

„Eine Vorsicht, die ich dem Zwerg gar nicht zutraue,“ meinte Fritz.

„Sie können sich darauf verlassen,“ meinte Segal, „daß es kein Anderer als der Zwerg war. Sein Stiefel war es nicht, Sie haben ja gesehen, welch' unförmlich große und dicke Fußbekleidung er trägt. Der Stiefel war der Form nach der des Grafen. Ich kenne den Schnitt genau und auch die herzförmig ausgeschnittene Sohle, aber wenn ich auch nicht wüßte, daß der Kranke an dem Tage das Schloß nicht verlassen hat, ich hätte doch gewußt, daß es der Zwerg war. Seinen Gang kann er nicht verleugnen. . . . Sehen Sie ihn nur an, wie er den rechten Fuß etwas mehr auswärts setzt, als den linken, wie er mit der Ferse früher auftritt, als mit dem Ballen. . . . So war die Spur. Die Ferse sehr tief, der Ballen weniger tief eingedrückt, die Spur des rechten Fußes mehr aus-

wollen und dikerte jedem eine Gefängnißstrafe von 14 Tagen zu.“

Ein sehr interessanter Wiederaufnahmefall gelangte gestern vor der zweiten Strafkammer dieses Landgerichts II gegen den Adorburger und Handelsmann Ernst Karl August Hannemann aus Mittenwalde zur Verhandlung. Der Angeklagte ist am 6. Juli 1882 von dem Schöffengericht zu Charlottenburg wegen Betruges zu drei Monaten Gefängniß und 100 R. ev. noch 20 Tagen Gefängniß verurtheilt und dieses Urtheil in der Berufungs-, sowie in der Revisionsinstanz bestätigt worden. Der Angeklagte war für schuldig befunden, auf dem am 4. April 1882 stattgehabten Charlottenburger Pferdemarkt an den Milchhändler Kübler unter Verschweigung der Thatfache, daß das Pferd dämptig war und unter Verleugung eines falschen Namens, ein dämptiges Pferd verkauft und dadurch das Vermögen des Käufers beschädigt zu haben. Der Verkäufer, in dem Kübler und dessen Sohn den Angeklagten wiedererkannten, hatte sich verpflichtet, das Pferd zurückzunehmen, wenn sich Fehler bei demselben herausstellen sollten, und sich auf einem Beitel als „Heinrich Küster in Bahrdorf“ bezeichnet. Er hatte auch hinzugefügt, daß er bald mit dem Zuge nach Stendal abfahren müsse. Der Ort Bahrdorf war so unendlich gefürchtet, daß er als „Bahrdorf“ gelesen wurde. Da nun festgestellt wurde, daß es ein Bahrdorf bei Stendal nicht giebt, auch ein Heinrich Küster nicht bekannt war, so nahmen die Instanzgerichte an, daß der Angeklagte sich einen nicht existirenden Namen beigelegt habe, um sich seiner Pflicht, das Pferd wieder zurückzunehmen zu müssen oder den Schaden zu tragen, zu entziehen. Seiner wiederholten Verheerung, an dem klaglichen Pferdemarkt überhaup nicht solches Pferd verkauft zu haben, auch den Kübler gar nicht zu kennen, wurde ein Weich nicht beigegeben und das Zeugniß einer Person, die stets mit dem Angeklagten zusammengewesen war und welche dessen Angaben bestätigt hatte, als ungläubwürdig betrachtet, weil der Zeuge an dem begangenen Betrüge offenbar theilhaftig wäre. Als dieses Urtheil die Rechtskraft beschritten, blieb dem Angeklagten nichts übrig, als die über ihn verhängte schwere Strafe abzubüßen. Im vorigen Jahre nun trat der Angeklagte mit einem Pferdemarkt zusammen, der stets die Charlottenburger Pferdemarkte besucht, und erfuhr von demselben, daß er nicht nur einen Bauer Heinrich Küster in Bahrdorf bei Debitfeld, wohnen man über Stendal fahren muß, kenne, sondern daß er und noch vier andere Personen zugegen waren, als Küster an Kübler an jenem Pferdemarkt am 4. April 1882 ein Pferd für 150 bis 160 Mark verkauft habe. Herr Küster gab auch sofort die Thatfache des Verkaufs eines Wallachs an Kübler zu und relogisirte den bei dem Alten befindlichen Beitel als von ihm herrührend. Auf Grund dieser ermittelten neuen Thatfache beantragte nun Rechtsanwalt Steinckneider für den Verurtheilten die Wiederaufnahme des geschlossenen Verfahrens, und es gelang ihm auch, diesem Antrage Erfolg zu verschaffen und die Anderräumung einer neuen Hauptverhandlung herbeizuführen, welche gestern stattfand. Nach stattgehabter Beweisaufnahme hob dem Antrage des Verteidigers gemäß der Gerichtshof sein früheres Urtheil auf und erkannte auf Freisprechung des Angeklagten unter Aufhebung sämtlicher Kosten und der notwendigen Auslagen inkl. der des früheren Verfahrens auf die Staatskasse.

Das Oberverwaltungsgericht verhandelte, nach der „Nat.-Ztg.“, am Donnerstag die bekannte Verwaltungsstreitsache des Fabrikbesizers Herrn Richter in Mühlraditz wider den Kreisrat des Kreises Lüben. Herr R. war wegen Majestätsbeleidigung zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt und seines Mandats als Kreisrat abgeordnet für verlustig erklärt worden. Seine Strafe hatte er seit Juni vorigen Jahres in Bürgenitz verbüßt. In Folge dessen fand am 6. Juli er. in Groß-Reichen eine Erbschaft statt, bei welcher aber Herr R. gegen den Gemeindevorsteher Ködlich in Betschendorf wieder gewählt wurde. Letzterer erhob gegen die Wahl wegen angeblich vorgekommener Formfehler Einspruch, worauf der Kreisrat in Lüben außer wegen vorgekommener Formfehler die Wahl schon namentlich deswegen für ungültig erklärte, weil Richter, da er sich in gerichtlicher Haft befunden, überhaupt nicht wählbar gewesen sei. Der Bezirksausschuß hob infolge auf die Klage des Herrn R. den Beschluß des Kreisrathes wieder auf, indem er weder Formfehler für vorliegend, noch den anderen Einwand für zureichend erachtete, da nämlich das in der Kreisordnung unter gewissen Umständen und namentlich während einer Haft vorgelehene und vom Kreisrat in Bezug genommene Ruben des Wahlrechts während einer Haft nicht auf den Fall, in welchem eine gerichtliche Untersuchung bereits beendet, sondern nur auf den Fall der gerichtlichen Untersuchungshaft bezogen werden könne. Hiergegen legte der Kreisrat Berufung bei dem Oberverwaltungsgericht ein, indem er die von ihm für maßgebend erachteten Argumente wiederholte. Außerdem stellte der Landrath des Kreises Lüben den Antrag, die höchste Instanz möge die Wahl des Ködlich, des Gegners von Richter, ohne Weiteres für gültig erklären. Der Rechtsanwalt des Herrn Richter beantragte Zurückweisung der Berufung, indem er bezüglich des Antrages des Landrathes ausführte, daß sich darin

wärts, als die des linken: er kann eine Fußbekleidung tragen, welche er will, ich kenne seine Spur do.“

Fritz kam wieder auf den Gedanken, welchen er schon einmal gefaßt, daß der Zwerg die einzige Persönlichkeit sei, von welcher er möglicher Weise einen Aufschluß über das Geheimniß erhalten könne. Der erste Versuch, ihn auszuforschen, war mißlungen.

„Ich will dennoch einen zweiten Versuch wagen,“ dachte er, „und gelingt es mir bei ihm nicht, dann ist Alles vergebens, dann kann ich eben nichts thun, als abwarten, was geschieht. Ich bin so überflüssig hier wie irgend ein Anderer.“

Der Abend dieses Tages schien den Zustand des Grafen erheblich zu verschlimmern. Fritz fand, als er ihm nach dem Mittagessen wieder Besuch abstattete, den Grafen in einem unruhigen Schlummer, aus welchem er von Zeit zu Zeit emporgeschreckt wurde. Sein Puls ging heftig und unregelmäßig, und wenn er das Auge öffnete, so sah man den Blick des Geistesabwesenden, wenn derselbe jedoch sich zufällig auf einen der Anwesenden richtete — da durchdrachte es ihn, da schien er sich seiner Bahnvorstellung bewußt zu sein und sich gewaltsam aufzuraffen, um sich an die Persönlichkeit zu erinnern.

Er schloß dann die Augen und sank in die Kissen zurück, um nach kurzer Zeit wieder empor zu fahren, sich mit starr blickenden, weit geöffneten Augen, unheimlich verzerrten Zügen zur Seite zu neigen, als lausche er. Ja, zuweilen schien er sich anzuschicken, aus dem Bette zu springen. Fritz blieb an seinem Lager.

Mit vorrückendem Tage hatte sich der Zustand unaufhörlich verschlimmert, und mit dem Einbruch der Nacht hatten sich die bedenklichsten Symptome gezeigt. Selbst die nervendberuhigenden Mittel, welche Fritz ihm verabreichten, liefen, blieben wirkungslos. Immer seltener wurden die leichten Augenblicke und immer kürzer. Nochmals versuchte Fritz, mit ihm zu sprechen, ihn an reale Dinge zu erinnern. Er sprach von seiner Tochter, doch das war kein geeignetes Thema. Der Graf fuhr heftig empor und rief:

„Ich habe keine Tochter! Sie hat mich geblödet. . . Ich will sie nicht sehen!“

die Absicht äußere, die Wahl des v. Richter nunmehr in dieser Instanz zu verhindern, da nämlich mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erwarten sei, daß Richter im Kreise wiedergewählt wird. Die Bevölkerung habe nach wie vor zu Herrn Richter großes Vertrauen, nicht wegen, sondern trotz seiner Verurtheilung, indem er nämlich in den weitesten Kreisen für unschuldig gehalten werde. Der Gerichtshof erkannte hierauf nach längerer Berathung dahin: Der Landrath des Kreises Lüben hat in Bezug auf die formelle Seite der Frage in einem Punkte zwei ganz verschiedene Angaben gemacht, indem er nämlich in der einen Instanz behauptet, daß er, in der anderen, daß der Kreisrat das Wohlwoll bestimmt habe. Nach der einen dieser beiden Alternativen bekennet er sich also selbst zu einer ungesetzmäßigen Handlung. Es ist daher zunächst, ehe weiter erkannt wird, amtlich Auskunft vom Kreisrat einzuholen, welche der beiden landrätlichen Angaben richtig ist.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Aufruf an die Posamentiere, Seidenknopfmacher und verwandten Berufsgenossen Berlins. Kollegen, welche Aufgaben hat sich der Fachverein der Posamentierer gestellt? 1. Die materielle Besser- und Sicherstellung seiner Mitglieder, sowie Pflege aller Posamentenarbeiter. 2. Der immer mehr überhandnehmenden Stuhl- und Handarbeit der Frauen und Mädchen mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln entgegenzutreten. 3. Die Gründung eines Arbeits-Nachweisedebureau. (Ist bereits geschaffen, dasselbe befindet bei Herrn A. Hilgner, im Restaurant, Oberwasserstr. 12) 4. Durch sachwissenschaftliche und andere Vorträge zur Ausbildung und Belehrung seiner Mitglieder beizutragen. 5. Die Erhebung einer Berufsstatistik. Kollegen, um diese Aufgaben auszuführen, müssen wir einig sein und fest zusammen halten. Noch arbeiten in verschiedenen Fabriken Frauen und Mädchen auf dem Handstuhl. Giebt es nicht andere Beschäftigung für eine weibliche Person als wie diese für das weibliche Geschlecht durchaus unpassende? Seiner Zeit haben die Fabrikanten die Knopfmacher (bis auf einzelne) durch die Frauen- und Mädchenarbeit verdrängt, und so wird es auch uns Posamentierern ergehen, wenn wir nicht alle Mann gegen die Konkurrenz der Frauenarbeit ankämpfen. Unsere Aufgabe ist es, alle Arbeitgeber, die ihren Arbeitern einen guten Wochenlohn, sowie gute Alfordpreise zahlen, soweit wie möglich zu unterstützen, damit eine ungerechtfertigte Konkurrenz nicht die Oberhand bekommt. Wie ist es möglich, daß so billig produziert wird? Die Antwort lautet: 1. Durch zu lange Arbeitszeit. 2. Durch zu billige Arbeitskraft. Wir müssen danach streben, daß in allen Fabriken eine bestimmte nicht zu lange Arbeitszeit eingehalten wird, daß die Ueberstunden- und Sonntagsarbeit fortfällt und die Fixirung eines Minimallohnes festgesetzt wird. Kollegen, dies sind Forderungen, denen sich kein reeller Arbeitgeber widersetzen wird und denen sich jeder Arbeitnehmer anschließen muß. Darum fort mit allen Sonderinteressen, bei Seite allen Egoismus, seid nicht indifferent sondern schließt Euch allesammt den hundert Kollegen an, die bereits Mitglieder des Fachvereins sind, dann können auch unsere gerechten Forderungen zur wahren Geltung kommen. Die Lohnkommission. J. A.: C. Köhden.

Zur Wahl des Berufes erlährt der Vorstand des Vereins zur Wahrung der Interessen der Tapezire an die Eltern und Vormünder der aus der Schule entlassenen Jugend folgendes Schreiben: „Es ist eine heilige Pflicht der Eltern und Vormünder, für ihre Kinder und Pflegekinder, wenn dieselben die gewerbliche Laufbahn einzuschlagen gewillt sind, dahin Sorge zu tragen, daß sie für dieselben ein Gewerbe wählen, von dem man sich sagen kann, daß es den neu Eintretenden für die Zukunft eine leidliche und was die Hauptsache ist, eine möglichst sichere Existenz verbürgt. Es ist freilich schwer, hierin eine Wahl zu treffen, da nach den heutigen Produktionsverhältnissen alle Branchen mehr oder weniger überfüllt sind. Es kommt außerdem in Betracht, daß man dem angehenden Staatsbürger nicht ein Handwerk aufdrängen soll, für das er absolut keine Neigung hat. Ein derartiger Zwang wird stets seine Wirkung verfehlen, indem der Betreffende in seinen Leistungen sich niemals über die Mittelmäßigkeit erheben wird, in der Regel aber, noch hinter dieser zurückbleibt. Wir erachten es deshalb für unsere Pflicht, auf die Mängel und Schäden des Tapeziregewerbes aufmerksam zu machen und überlassen es alsdann jedem Einzelnen, zu thun, was ihm beliebt. So ist es z. B. sprichwörtlich geworden, daß die Lehrszeit eines Tapeziers erst anfängt, wenn er Gehilfe ist. Ob derselbe nun bei einem Innungsmeister oder in einer Möbelfabrik seine Lehrszeit absolviert, ist ganz gleichgültig. Jeder dieser beiden Arbeitgeber verwendet ihn so, daß er ihm die größtmöglichen Vortheile bringt.“

In der Tapezirebranche kommt außerdem noch hinzu, daß das Angebot von Arbeitern schon seit Jahren ein so gewaltiges ist, daß es absolut unmöglich ist, alle gelehrten Tapezire, selbst in der Saison, in den Monaten April und September, trotzdem sie ein naturgemäßes Recht auf Arbeit haben,

Da Fritz sah, daß ihm diese Andeutungen Schmerz verursachten, so brach er davon ab und sprach von den winterlichen Reizen des Schlosses M'Donuil, von den pittoresken Felsen an den Grenzen von Davistown, an welchen er bei seiner Ankunft vorüber gekommen war.

„Sie kommen von Davistown?“ rief der Graf und sah Fritz mit einem Blide an, daß dieser vor demselben beinahe zurückwich. „Von Davistown?“ wiederholte der Graf. „Durch die Schluchten? Ha! Sie kommen von dort?“

Fritz antwortete in ruhigem Tone:

„Freilich von dort. . . Sie wissen, Herr Graf, daß ich von Bethesda komme, und der nächste Weg führt durch einen Theil des Gebiets von Davistown.“

„Was haben Sie gesehen, mein Herr? Reden Sie! Wen haben Sie dort gesehen?“ rief der Graf und wild rollten seine Augen.

Er hatte sich emporgeworfen und näherte sein Angesicht dem des Doktors immer mehr, als ob er ihm bis ins innerste Herz blicken, oder als ob er die Antwort von seinen Lippen reifen wollte.

„Wen haben Sie dort in der Schlucht von Glenmoriston?“

Fritz antwortete so ruhig, wie er es in dieser eigenhämlichen Situation vermochte, und indem er sich den Anschein eines ganz unbefangenen Erzählers gab, ohne insofern eine beobachtendes Auge von dem Kranken zu wenden:

„In jenen Gegenden? Seit die Schmuggler nicht mehr dort haufen zur Winterszeit — wie sollte eines Menschen Fuß sie betreten? Ich habe auch in der That Niemanden dort gesehen, als einen Mann, welcher auf dem Abhang eines Felsens, nahe der Schlucht stand, als wir auf der Straße vorbeifuhren; jener Mann war der Zwerg Toby, der Bibliothekar des Schlosses.“

„Toby! Ha! Sie sahen Toby!“ wiederholte der Graf. Der wilde Blick seines Auges milderte sich. Eine sanftere Regung schien in seinem aufgeregten Geiste Platz zu greifen.

(Fortsetzung folgt.)

zu beschäftigen. Und so wie hier in Berlin liegt die Sache im ganzen übrigen Deutschland. Höchstens der vierte Teil sämtlicher Tapezierer wird das ganze Jahr beschäftigt. Die Hälfte kann aber nur auf höchstens 8 Monate Beschäftigung rechnen und das letzte Viertel muß froh sein, höchstens 4 Monate pro Jahr arbeiten zu können. Zudem ist der Arbeitslohn durchschnittlich ein so geringer, trotz der hohen Anforderungen, die an jeden Einzelnen gestellt werden, daß er noch weit hinter vielen anderen Gewerben zurückbleibt. Wir können deshalb nur raten, unsere Warnung, in der unsere tiefsteren Ueberzeugung und Erfahrungen ausgedrückt sind, ernstlich zu erwägen und demgemäß zu handeln. J. N. d. Voigt. C. Wildberger.

Aus Sachsen, 9. April wird der „Volksta.“ geschrieben: Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß in unseren industriellen Gebirgsgegenden für die Stricker sogenannte Schiffmaschinen eingeführt würden, wodurch hoffentlich die Industrie wieder erneuten Aufschwung erhalte. Nunmehr kommt aus dem Vogtlande die Nachricht, daß allein in Plauen und Umgegend nicht weniger als 100 Schiffmaschinen in Thätigkeit seien. Dadurch aber ist der Verdienst auf den Handwerksmaschinen so ungemein gesunken, daß manchem Sticker die Besorgung der Wolalmiethe für die Maschine übrig bleibt. Da Sachsen doch das Land der Vereine ist und auch im sächsischen Vogtlande ein großer Verein der Stickerfabrikanten existiert, so sollte derselbe sich doch das Vorgehen der Fabrikanten in der Schweiz zum Vorbild nehmen, wo genau dieselben Verhältnisse in der Sticker-Industrie obwalten. Dort ist man nämlich im Fabrikantenverein übereingekommen, einen Minimaltarif für je tausend Stücke festzusetzen, um der Schleuderkonkurrenz vorzubeugen und um den Arbeitern und den kleinen Maschinenbesitzern wenigstens einen eben auskömmlichen Lohn zu belassen. In der Stickerbranche im Vogtlande gehen übrigens die Dredres gegenwärtig so spärlich ein, daß die Fabrikanten dort wohl Zeit und Muße hätten, über derartige Organisationen nachzudenken und sich eventuell zu einigen. — Daß im Königreiche überall das Angebot von „Händen“ größer ist, als die Nachfrage nach denselben, geht auch schon daraus hervor, daß sich in Birna bei Auswanderung von fünf neuen Polizeistellen nicht weniger als hundertundvier Personen im kräftigsten Mannesalter gemeldet haben, um das doch gar nicht so sehr angenehme Brod eines Polizeidienstes zu essen. Auch ist dasselbe nicht so reichlich, daß irgend Jemand ganz besonderes Verlangen danach zu tragen brauchte. Aber Noth und Arbeitslosigkeit sind in solchen Fällen vielfach die Treiber und nicht die Liebe zur Sache.

Brüssel, 7. April. In den Osterfeiertagen fand hier ein Arbeitertag statt, der die Einrichtung einer einzigen Arbeiterpartei bezweckte. Es waren 51 belgische Vereine vertreten: es ging zwar lebhaft, aber nicht fruchtlos zu. Als aber die Programfrage aufgeworfen wurde, fanden sich die Gegner eines sozialistischen Anstrichs für die zu gründende Vereinigung in so großer Anzahl, daß ein Einverständnis nicht zu Stande kam und ein Ausschuss mit der Aufstellung eines später zu berufenden Verfassungskomitees beauftragt werden mußte.

Vereine und Versammlungen.

Den Mitgliedern der **Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder** (Verwaltungsstelle Berlin) diene zur Nachricht, daß die Hauptversammlung am Sonnabend, den 11. April, in Sobn's Lokal, Annenstr. 16, stattfindet. Auf der Tagesordnung steht: 1. Abrechnung pro 1. Quartal. 2. Bericht des Kontrolleurs. 3. Verschiedenes. Die Mitglieder werden darauf aufmerksam gemacht, sich mit ihrem Quittungsbuche zu versehen, da ohne dasselbe Jedem der Zutritt verweigert wird. Gleichzeitig sei hier nochmals auf die ersuchten Beiträge aufmerksam gemacht: 1. Weinmeisterstr. 19, Ecke der

Rosenthalerstraße bei Schröder. 2. Grüner Weg 13 (Ecklagenkeller). 3. Dresdenstr. 38 bei Koch. 4. Naunpstr. 60 im Keller bei Otto Schneider. Ferner: 5. Alte Wende Neue Jakobstraße 11 bei Marx. 6. Alte Wende, jedoch Sonnabend ausgeschlossen, Blumenstraße 29, Hof II bei A. Schneider. Am Abend der oben benannt ge. ehenen Hauptversammlung bleiben sämtliche Jahrestellen geschlossen.

Zwei Versammlungen sächsischer Fabrik- und Bauarbeiter finden am Sonntag Vormittag 10 Uhr statt, und zwar in Gräz Gesellschaftshaus, Brunnenstr. 140, und in der Urania, Brangelstr. 10-11. Die Herren Tischlermeister Rittan und Zigarrenmacher Laake werden über „unsere bisherige Organisation und wie gestaltet sich dieselbe in der Zukunft“ referieren. In Anbetracht der überaus traurigen Lage der Fabrik- und Bauarbeiter erwarten die Einberufer ein recht zahlreiches Erscheinen.

In der Monatsversammlung des Vereins der Berliner Bauanschläger am Sonntag, den 12. d. M., Vormittags 10 Uhr, Oranienstr. 56, steht auf der Tagesordnung: 1) Wahl des ersten Kandidaten und des zweiten Schriftführers. 2) Ueber Vereinsleben. Referent Herr Niemann. 3) Verschiedenes. Die Mitglieder werden um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht.

Kleine Mittheilungen.

Die Cholera in Indien. Ende des vorigen Jahres ist in Kalkutta ein Buch über Cholera erschienen, welches höchst merkwürdig nicht nur wegen seines Inhaltes, sondern auch wegen des Verfassers ist, von dem es stammt. Der Inhalt ist eine scharfe Kriegserklärung gegen die bei uns in Europa noch immer landläufige contagionistische Anschauung mit all ihren praktischen Konsequenzen, und der Verfasser ist Generalarzt Dr. James Cuninghame, welcher seit 33 Jahren als Arzt und Medizinal-Beamter in Indien thätig, in den letzten 20 Jahren an der Spitze der Medizinal-Abteilung der Regierung stand, bei dem also alle Sanitätsberichte aus dem ganzen indischen Reiche dieser großen Heimath der Cholera, zusammenlaufen. Seine Jahresberichte, in welchen durchweg das Thatsächliche von den Meinungen und theoretischen Ansichten der verschiedenen einzelnen Berichterstatter streng geschieden und nur auf die konstatirbaren Thatsachen Gewicht gelegt wird, haben schon immer höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte der Cholera in Indien geliefert, aber noch nie hat Cuninghame sich so bestimmt und umfassend über die ganze Frage geäußert. Betenlofer widmet dem Cuninghameschen Buche in der „Allgem. Zig.“ eine eingehende Besprechung, in welcher er bemerkt: Cuninghame spricht jetzt unumwunden aus und liefert auch Beweise dafür, daß Quarantänen, Inspektionen, Kordone, Isolirung der Choleraerkrankten, Desinfektion ihrer Ausleerungen u. s. w. sich in Indien ebenso wirkungslos erwiesen haben, „als ob man eine Reihe von Schildwachen gegen die Monsuns (die Regenwinde) aufgestellt hätte“. Wenn der anticontagionistische Standpunkt Cuninghames zu Recht besteht, so müssen die Regierungen die meisten ihrer jetzt üblichen Maßregeln einstellen, weil sie nur enorme Summen Geld verschlingen, wofür die Steuerzahler auskommen müssen, ohne daß diese aber auch nur den geringsten Nutzen davon hätten. Alles wäre für eine bloße Theorie, die falsch ist, verschwendet.

Ein Vatermörder aus Ruttelstele. In dem Wallfahrtsort Branau nächst Büttan lebte der 48 jährige Kaufmann Franz Schebel schon seit vielen Jahren mit seiner Gattin in Frieden und mäßiger Weise auch häufig. Vor einigen Jahren wollte Schebel mit seinem Sohne Eduard jenseits des Weltmeeres das Glück versuchen. Er schiffte sich mit ihm in Hamburg ein, lebte aber mit seinem Sohne wieder in die Heimath zurück, da er die amerikanischen Verhältnisse anders fand, als sie ihm geschildert worden waren. Gerade am Weihnachtsabend war es, als Vater und Sohn wohl-

behalten in das Zimmer eintraten. Im Laufe der Zeit hatte sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn sehr getrübt und war der Letztere insbesondere darüber aufgebracht, daß der Vater seine Mutter so roh behandelte. Er konnte dieser Behandlung nicht mehr zusehen und beschloß, bei seiner in Branau wohnenden Großmutter Wohnung zu nehmen. Am Ostersonntag, Abends um 8 Uhr, kam die Letztere ganz athemlos in ihre Wohnung und erzählte ihrem Enkel, dem Eduard Schebel, daß der Vater wieder die Mutter schlug. Jormentbrannt ergriff dieser eine Pistole, lief in das Vaterhaus und schoß durch eine Glas Thür auf den Vater, worauf dieser sofort tödtlich getroffen zusammenstürzte. Das Broiekt drang ihm mitten durchs Herz. Hierauf nahm der Thäter 100 fl. eine Goldkette und einen Revolver mit und entfloh. Die Branauer Polizeibehörde wurde von dem fürstlichen Verbrechen offiziell in Kenntniß gesetzt, weil alle Anzeichen dafür sprachen, daß der Mörder sich nach Brünn geflüchtet hatte. Am 8. April erließen der Vatermörder Eduard Schebel, von einem jungen Manne begleitet, in der Aufnahmehaus des Branauer Landesgerichtes und verlangte unter Nennung seines Namens, vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden. Er sah furchtbar verstört aus. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Doch hielt er sich mit aller Kraft aufrecht und bewahrte in Haltung und Rede schätzbare größte Ruhe. In starrer Haltung schritt er, von Justizwachmännern eskortirt, durch die Korridore zum Bureau des Untersuchungsrichters, der bereits von der Selbsttödtung des Vatermörders an'sir worden war.

Als Schebel das Bureau betrat, machte er vor dem Untersuchungsrichter eine ehrerbietige Beileugung und stellte sich mit den Worten vor, er habe seinen Vater erschossen, und stehe sich selbst dem Gericht. Ohne weitere Verhörung begann er, das Verhör, in welchem Schebel ein umfassendes Geständnis seiner schrecklichen That und der Motive derselben ablegte.

Eingesandt.

Nachdem in letzter Zeit die Arbeiter-Bezirks-Vereine geschlossen haben, mit aller Energie für Errichtung von städtischen Sanitätsämtern, welche in anderen Großstädten so segensreich gewirkt haben und noch wirken, einzutreten, dürfte es zeitgemäß sein, auf einen andern Uebelstand hinzuweisen, welcher seiner Dringlichkeit von Seiten des Staates sowohl wie der Stadtvertretung vollständig ignoriert wird. Wir meinen das sogenannte **Findelhaus**. Wer die sich regelmäßig wiederholenden Gerichtsverhandlungen über Rindermorde zu sehr Gelegenheit hat, könnte sich fragen, ob es möglich sei, daß Personen geben kann, die so entschuldigend gegen ihr Thun verfahren können. Allein durch die Verhandlungen selbst wird Jedem mitgetheilt, daß leider in den meisten Fällen die bittere Noth und Sorge jene Mütter zu dem entsetzlichen Schritt getrieben haben, daß unsere sozialen Zustände die bedauernwerthen verführten Mädchen förmlich zu diesem Schritte trieben haben. Und wie in Wien das dortige Findelhaus — oder wie man es sonst nennen möge — segensreich wirkt, so dürfte es auch am hiesigen Orte jene Rindermorde bedeutend vermindern, und jene armen, kleinen Wesen, die dasselbe zum Leben haben, wie die Nachkömmlinge der mit Gott Begnadeten, sie werden durch ein solches Institut einigermassen Schutz gegen das Elend und die Noth unserer Zeit haben. Sache aller edel denkenden Menschen ist es jedoch, bei Rath und Stadtverordneten für Errichtung eines Findelhauses zu petitioniren, und auf die Dauer dürfte ein Widerstand der Behörden unmöglich sein. P. St.

Briefkasten der Redaktion.

Alter Abonnent Naunpstraße. Der Diermontas im Jahre 1836 auf den 19. April.

Theater.

- Königliches Opernhaus.**
Heute: Coppelia.
- Königliches Schauspielhaus.**
Heute: Maria Stuart.
- Deutsches Theater.**
Heute: Die Welt, in der man sich langweilt.
- Belealliance-Theater.**
Heute: Amerikanisch.
- Reines Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.**
Heute: Gadsarone.
- Central-Theater:**
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.
Heute: Der Waisekönig.
- Residenz-Theater:**
Direktion Anton Anno.
Heute: Zum 9. Male: Der Kernpunkt. Dierauf: Die Schulleiterin.
- Walhalla-Operetten-Theater:**
Heute: Der Feldprediger.
- Kassensstädtisches Theater:**
Heute: Hurrah Germania!
- Chand-Theater:**
Heute: Der fliegende Holländer.
- Wallner-Theater.**
Heute: Ein weißer Hahn.
- Victoria-Theater.**
Heute: Sulfurina.
- Alhambra-Theater.**
Heute: Die Gauner von Berlin.

Bezirksverein des werktb. Volkes der Schönhauser Vorstadt.

Den Mitgliedern zur Nachricht, daß am Donnerstag unter Kassier

Albert Joseph gestorben ist.
Die Beerdigung findet am Sonntag, Nachmittags 4 Uhr, von der Leichenhalle des Sionskirchhofs in Weigensee aus statt.
Die Mitglieder versammeln sich **Punkt 2 Uhr** bei Reiter, Schönhauser Allee 161.
Um zahlreiche Theilnahme ersucht
759 Der Vorstand.

Am Donnerstag, den 9. April verstarb Herr **Albert Joseph.**

Die Beerdigung findet am Sonntag, Nachmittags 4 Uhr, von der Leichenhalle des Sionskirchhofs in Weigensee aus statt. Die Mitglieder versammeln sich Nachmittags 1 einhalb Uhr im Wedding-Park, Müllerstraße 178.
760
Am Arbeiter-Bezirks-Verein der Oranienburger Vorstadt und des Wedding.

Todes-Anzeige.

Am 9. d. M., früh 6 Uhr, verschied nach schwerem Krankenlager der Werkführer der Pianofabrik des Herrn Reumeier,

Heinrich Schnell.

Die Beerdigung findet Sonntag, den 12. d. M., Nachmittags 2 Uhr, vom Trauerhause, Brigeistraße Nr. 34, aus statt. 753
Kollegen der Reumeierschen Pianofabrik.

Freie Vereinigung der Former u. s. w.

Montag, den 13. Abends 8 Uhr, findet in Konrath's Salon, Wasserthorstraße 67, eine 754

öffentliche Versammlung

statt. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Geschäftliches. — Aufnahme neuer Mitglieder.

Der Fachverein

d. Gas-, Wasser- u. Heizungs-Rohrleger tagt am Sonntag, den 12. d. M., Vormittags 10 Uhr, Etaligerstraße 128. Tagesordnung: 1. Kassensbericht. 2. Vortrag. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. Zu gleicher Zeit werden diejenigen Mitglieder, welche im Rückstande sind, aufgefordert, die rückstehenden Beiträge bis zum 11. Mai zu regeln. 755 Der Vorstand.

Fachverein der Marmor- und Granit-Arbeiter.

Sonntag, 12. April, Morgens 10 1/2 Uhr, in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstraße 48a:

Mitglieder-Versammlung.

Alle Mitglieder und Kollegen werden gebeten, zahlreich zu erscheinen. Vierteljahrsbericht. Neue Mitglieder werden aufgenommen. 756 Der Vorstand.

General-Versammlung

sämmtlicher **Maurer Berlins und Umgegend** am Sonntag, d. 12. April, Vorm. 10 Uhr, in Keller's neu erbautem Saal, Andreasstraße 21. Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht. 749 Der Einberufer.

Central-Kranken- u. Begräbniskasse der Buchbinder.

Sonnabend, d. 11. April, Abends 9 Uhr, Annenstr. 16, bei Sobn:

Haupt-Versammlung.

T. D.: Kassensbericht pro 1. Quartal. Bericht des Kontrolleurs. Verschiedenes. Quittungsdruck legitimirt. 748 Die Ortsverwaltung.

Fachverein der Tischler.

Montag, den 13. März, Abends 8 1/2 Uhr, in Eceps Salon, Grüner Weg 29:

Versammlung.

Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Dr. Stahl über Verganzenheit der Zukunft der Erde. 2. Vorschläge zum Kassier für den 3. Verschiedenes und Fragekasten.
Gäste willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Um zahlreiches Erscheinen bittet 747 Der Bevollmächtigte.

Central-Kranken- u. Sterbekasse der deutschen Wagenbauer

(E. D. Nr. 8 zu Hamburg)
Sonntag, den 12. April, Nachmittags 5 Uhr, in Gratzmann Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79:

Mitglieder-Versammlung

Der Zutritt ist nur gegen Vorzeigung des Mitgliedsbuches gestattet. Der Bevollmächtigte.

Zur geneigten Beachtung.

Wein Destillations- und Bierlokal befindet sich jetzt **Invalidenstraße Nr. 153 (Ecke Ackerstr.)**

Max Schlayer.

739 **Möbel u. Polsterwaaren**

von A. Franke, Wasserthorstraße 46. Empfehle nur gute Arbeit. Solide Preise. Auch Theilzahlung.

Allen Freunden und Bekannten zeige ich ergebenst an, daß ich Weinbergsweg 156 eine Destillation übernommen habe und bitte ich meine werthe Nachbarschaft mich zu besuchen. Beig- und Parischier von bekannter Güte. 716 **Friedrich Kuhlmeiy, Weinbergsweg 156**

Arbeitsmarkt.

Der unentgeltliche Arbeitsnachweis für Schlossermeister und Gesellen befindet sich Alte Jakobstraße Nr. 66 im Lokale des Herrn Dvay, Wochentags von 8 Uhr Abends u. Sonntags von 10-12 Uhr Vormittags.

Ich suche für meine Böttcherei einen Lehrling. 743 **F. Trautmann, Böttchermstr., Mantelstr.**

Ein tüchtiger Arbeiter auf Cord-Lederpantoffeln verlangt. 735 **Carl Jesuiter, Wallstr. 74, G. Keller.**

Ein ordentl. Dienstmädchen

wird verlangt Blumenstraße 77. **G. Goebel.**
Ein junges Mädchen von Außerhalb sucht Stellung. 740 erfragen Adalbertstraße 73 bei Stolzenow.

Unserm Freunde Gustav Adolph Rehr, Brühlstraße Nr. 16, ein dreifach donnerndes Hoch zu seinem Geburtstag. 740
Ob er sich nicht merken läßt?